

- Dorfgeschichten, Hessische. Von Theo Schäfer. Litterar. Echo. 1.
 Drama, Zur Geschichte des. Von Paul Seliger. Litterar. Echo. 2.
 Drama, Was schulden wir dem? Von A. Lignis. Litterar. Warte. 1.
 Escheberger Erinnerungen. Von Friedr. v. Bodenstedt. Hessenland. 19.
 Essays, Neue. Von Rob. F. Arnold, Otto Harnack und Jos. Ettlinger. Litterar. Echo. 1.
 Fogazzaro, Antonio, Als Lyriker. Von Otto Haufer. Litterar. Warte. 1.
 Frauenleben, Ein. Von Joh. Proelß. Litterar. Echo. 1.
 Geistliche, Der in der modernen Litteratur. Von Walter Wolff. Litterar. Echo. 2.
 Grillparzer in Frankreich. Von Anton Bettelheim. Litterar. Echo. 2.
 Grimm, Herman. Von Alfred Semrau. Nord und Süd. 295.
 Grimm, Ludwig, Ein Beitrag zur hessischen Kunstgeschichte. Von Hans Altmüller. Hessenland. 19.
 Harraden, Beatrice. Von C. v. Tschuddi. Internationale Litteraturberichte. 20.
 Hart, Julius, Neuer Gott. Von Mathieu Schwann. Gesellschaft. 5/6.
 Hausbuch, Ein deutsches. Von Max Garr. Litterar. Echo. 2.
 Heimatkunst. Ein Wort zur Verständigung. Von Adolf Bartels. Deutsche Heimat. 1. 2.
 Heinze, Wilh., Aphorismen. Mitgeteilt von Karl Schueddekopf. Insel. 1.
 Judasdramen, Die in der neueren deutschen Litteratur. Von Aug. Wünsche. Internationale Litteraturberichte. 20.
 Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internationale Litteraturberichte. 21.
 Kundgebungen im Theater. Von Tony Kellen. Nord und Süd. 295.
 Kunst, Bücher über. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 1.
 Kunstausstellungen, Unsere. Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 52. 3.
 Kunstszene, Vom. Von Wilh. Schölermann. Lotse. 3.
 Von Eugen Kalkschmidt. Deutsche Heimat. 3.
 La Gloria. Von Josef Theodor. Gesellschaft. 1.
 Liliencron, Detlev v. Von Theodor Leising. Gesellschaft. 1.
 Litteratur, Neue englische. Von Karl Biesendahl. Litterar. Warte. 1.
 Litteratur und Heberbreitl. Litterar. Echo. 1.
 Lyrik, Neue. Von Laurenz Kiesgen. Litterar. Warte. 1.
 Lyriker, Neue. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 3.
 Märchen, Neue. Von Caesar Tierjacks. Lotse. 3.
 Meisenbug, Malvida v. Von Th. Stromberger. Hessenland. 20.
 Mirbeau, Octave. Von Otto Ebstein. Osten. 10.
 Musik. Von Max Graf. Wage. 42.
 Moore, George. Von Max Meyerfeld. Litterar. Echo. 1.
 Nietzsche, Umwertung aller Werte. Insel. 1.
 Nietzsche-Bildwerke. Von Arthur Seidl. Wage. 42.
 Pfarrhaus, Das deutsche und die Volkskunst. Von Rob. Mielke. Deutsche Heimat. 3.
 Polenz, Wilhelm v. Von Aug. Fr. Krause. Nord und Süd. 295.
 Raabe, Wilhelm. Von Adolf Stern. Deutsche Monatschrift. 1.
 Raabe, Wilhelm, Zu seinem siebenzigsten Geburtstag. Von Paul Gerber. Gesellschaft. 5/6.
 Religion der Zukunft. Von F. Wack. Kyffhäuser. 13.
 Salzburger Künstlerhaus, Vom. Von Ludw. Eckhart. Kyffhäuser. 13.
 Segantini, Zur Geschichte seines Hauptwerkes. Von Alfr. G. Hartmann. Gesellschaft. 1.
 Staël, Mme. de, Im neuen Lichte. Von Marcel Arpad. Internationale Litteraturberichte. 21.
 Steinhilber, Wilhelm. Von David Koch. Deutsche Heimat. 2.
 Stendhal. Von Wilh. Weigand. Insel. 1.
 Theater, Vom. Von Rud. Lothar. Wage. 41. 42.
 Theater, Vom deutschen. Von Max Martersteig. Deutsche Monatschrift. 1.
 Tierfabeln, Moderne. Von Georg Hermann. Litterar. Echo. 1.
 Thomson, James. Von Paul Seliger. Lotse. 3.
 Überbreitl, Zur Geschichte des. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Internationale Litteraturberichte. 21.
 Verlaine's Prosabücher. Von Paul Wiegler. Wage. 41.
 Westfalen, Aus. Von H. S. Houben. Litterar. Echo. 1.
 Wildenbruch, Vom Erzähler. Von Karl Gruber. Erwinia. 1.
 Wo stehen wir? Von Otto Julius Bierbaum. Litterar. Echo. 1.
 Ferner:
 Lyrische Blätter. Nr. 1.
 Freya. Nr. 1—5.
 Der Scherer. Nr. 18: Recht und Justiz. Nr. 19: Kaiser und Koni.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Wapneke, Braunschweig, Fasanenstraße 51a.
 Verlag: Gose & Tesclaff, Berlin W. 35. — Druck: Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 15.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Dezember 1901.

Heft 3.

Advent.

Es treibt der Wind im Winterwalde
 Die flockenherde wie ein Hirt,
 Und manche Tanne ahnt, wie balde
 Sie fromm und lichterheilig wird,
 Und lauscht hinaus. Den weißen Wegen
 Streckt sie die Zweige hin, bereit,
 Und wehrt dem Wind und wächst entgegen
 Der einen Nacht der Herrlichkeit.
 Schmargendorf. Rainer Maria Rilke.

Einsamkeit.

Einsamkeit — was wißt ihr von Einsamkeit,
 Die ihr zusammenhockt Tag und Nacht
 Und euch die Luft verpestet und den Atem raubt
 Und dann wohl auch so gern einmal allein sein möchtet,
 — was wißt ihr von Einsamkeit?
 Einsamkeit — das fürchterlichste Geschick der Erde,
 Einsam sich fühlen, den Elementen nahe,
 Nicht wissen mehr, daß man lebt,
 Den Traum des Lebens wachend träumen
 Und vorausfühlen die Leere, die dann kommt.
 Den Sturm hören, aber nicht Gesang,
 Den Blitz sehen, aber nicht Augen und Lippen,
 Den Frost fühlen, aber nicht Menschenhauch,
 Satt an Natur — zuviel Natur, und überfließen an Natur,
 Nach Menschen weinen, die mit uns leben und lieben
 — das ist Einsamkeit!
 Berlin. Heinrich Pudor.

Kennst du das auch?

Ich kenne Abende, da ist's so still,
Als wenn die untre Welt gestorben sei,
Als wenn die Erde, die des Tags getobt,
Wie Blumen atme.

Nur in Lüften lebt's,
Und von den Sternen strömt ein Frieden her,
Als ob die Stille ausgegossen sei.

Kennst du das auch?

Horch! Eben ging ein Geist,
Und irgendwo that eine Thür sich auf
Am Himmel. . . . Geh' hinein!
Oberflingen. Karl Ernst Knodt.

„Alle Kreatur sehnet sich mit uns
und ängstet sich noch immerdar.“

Tiefes Schweigen nah und ferne,
Bleiches Mondlicht weit und breit;
Übers nächt'ge Feld wie gerne
Schweif' ich in der Einsamkeit!

Manchmal nur ein leises Schauern
Durch das Laub der Bäume weht —
Ach, wie kommt's, daß mir ein Trauern
Durch der Seele Tiefen geht?

Stimmen, die das All durchirren,
Suchen bang mein lauschend Ohr,
Ruhelose Lichter flirren
Aus der blauen Nacht empor.

Manches Herzens stumme Klage
Bricht hervor mit heißer Macht,
Schmerz, der scheu sich barg am Tage,
Weint sich aus im Schoß der Nacht.

Und mir ist, ich spür' das Sehnen,
Das die Kreatur durchdringt
Und vereint mit unsern Thränen
Nach der ewgen Freiheit ringt.
Merseburg. Paul Delius.

Die Quellen.

Auf demselben Berg entsprungen
Fließen Quellen ohne Zahl,
Ihre Wege vielverschlungen,
Jede durch ein andres Thal.

Kann Getrennte Sehnsucht binden,
Kauschen sie geheimnisschwer;
Endlich giebt's ein Wiederfinden
In demselben großen Meer.
Bonn. f. K. Krezmann.

Das Meer und ich.

Herz, sei froh! Ein großer Freund ist mein,
Tag' und Nächte darf ich bei ihm sein.

Wandle tags an seiner Seite dicht,
Seh' ihm tief in's Auge, wenn er spricht.

Er ist Greis, sein Weg war lang und weit,
Doch er redet nie von alter Zeit.

Jugendschwingen seine Seele trägt,
Sagen muß er, was ihn jetzt bewegt,

Dieses Augenblickes herbes Leid,
Dieses Augenblickes Seligkeit.

Flüsternd bald und bald mit lautem Schrei —
Und mir wird so bang und weh dabei. —

Bang und wehe — wenn die Nacht sich senkt,
Fühl' ich, wie's auch mich zu reden drängt.

Lange such' ich nach dem rechten Wort,
Flüstert er noch leise, leise fort.

Und nun schweigt er. Über ihn und mich
Ziehen tausend Sterne feierlich.

In die Knie sink' ich vor ihm hin:
„Weißt du, weißt du, daß ich einsam bin!“
Halle a. S. Bruno Baumgarten.

Bummelsonate.

I.

Du weißt es nicht, wie sehr mein Herz genießt,
Wenn ich Dir folge mit verhalt'nem Schritt,
Wenn Deiner hellen Anmut Perisprit
Als feinsten Geist mir meinen Weg umfließt.

Trennt mich von Dir auch rechtverstand'ner Zwang, —
Ein bischen Unterredung kann nicht fehlen,
Du kannst mir ja Dein Seelchen nicht verhehlen; —
Wenn ich auch nichts von Deinem Mund verlang',
Du plauderst doch, — ich lasse Deinen Gang,
Lass' Deine nackten Hände mir erzählen.
Der zart'sten Macht Dich sügend mußt Du sprechen,
Und willenlos verrätst Du holde Schwächen
Und hold're Kräfte, die zu meinen strömen.

Wie meine Seele so Vertrautes liebt,
Spricht's auch aus mir, — will geben, nicht blos nehmen.
O Glück! Nun fühl' ich's: ein Gedicht geht mit!
O doch! Du weißt, wie Dich mein Herz genießt,
Wenn ich Dir folge mit verhalt'nem Schritt.

II.

Da kommt der pfliffigste von allen Winden,
Zerwühlt wie suchend Deine Nackenlöcherchen,
Aha! der will das Grübchen drunter finden,
Will ausruh'n in dem kostigen Versteckchen.

Dann kommt die Hand und deckt mit sanftem Streichen
Das Nestchen zu, den Wildfang zu verschrecken.
Sie streicht und streichelt, — will kein Ende machen,
Es thut ihr wohl, sich streichelnd aufzuhalten; —
Sie liebt wohl gold'ne und auch seid'ne Sachen?
Und liebt wohl, sich elektrisch einzuschalten?

Da plötzlich merkt' ich, wie ich mitempfand:
Mit dieser Hand die blonden, linden Wogen,
Mit ihnen diese schaumgebor'ne Hand, —
Ein Rieselschauer hat mich übersflogen.

Nun hoff' ich, ist es keine große Sünde,
Wenn ich auch mit dem Winde mitempfinde.

III.

Wo die wirklichen Prinzeßchen
Noch am sichersten gedeih'n,
In ein nettes Vorstadtgäßchen
Bog mein holder Vortrab ein.
Ach, wie ward mir wohl und wehe!
Hab' ja selbst hier im Distrikt
Deiner vorgeahnten Nähe
Einst das Licht der Welt erblickt.

Kindheitspuren, längst zertreten,
Blühten auf, vom Lenz betaut,
Und mir war's, ich hört' Vincten
Locken mit der Glocken Laut.
Und der traute Gruß umhauchte
Mir das Herz und macht' es weich,
Und es taute und es tauchte
Tief in sein versunk'nes Reich.

Bin hier oft als Mann gegangen,
Hart und müd und sonnenbraun,
Und ich spürte kein Verlangen,
Ins Vergang'ne rückzuschau'n.
Freiheit hatt' ich mir errungen,
Und die Stätte war entseelt,
Wo den wilden, heißen Jungen
Roher Unverstand gequält.

Aber unter Deiner Führung
Kam mir Alles anders vor,
Und ich glaubte meiner Rührung,
Daß ich hier ein Glück verlor.
Ja, — da kam's im Sonnenscheine,
Lächelnd, weinend kam's zurück,
All das grenzenlose, reine,
Spät erkannte Kinderglück.

Jene Leiden, die versanken,
Thun mir niemals wieder weh;
Lass' dir danken, lass' dir danken,
Ahnungslose kleine Fee!
Sorg' auch freundlich und verstohlen,
Daß für Dich mein Herz entbrennt,
Schau, ich hätte nachzuholen,
Was man Jugendliebe nennt.

Berlin.

Karl Kuffl.

Franz Grillparzer als dramatischer Dichter.

Von **H. Schröter** in Stendal.

Franz Grillparzer ist am 15. Januar 1791 in Wien geboren. Sein Vater war Rechtsanwalt, ein überaus pflichttreuer altösterreichischer Beamter, ein unbegünstigter, streng rechtlicher und wahrheitsliebender Charakter, übrigens nicht unbeeinflusst geblieben von Rousseauschen Anschauungen. Die Mutter, Marianne geborene Sonnleithner, war eine zart angelegte, nervös reizbare Natur; sie ging so völlig auf in ihrem Interesse für Musik, daß dieselbe schließlich eine Zerrüttung ihrer geistigen Kräfte herbeiführte. In einem Anfall von religiösem Wahnsinn nahm sie sich selbst das Leben. Dies war im Jahre 1819; ihr Gatte war ihr ungefähr um 10 Jahre im Tode vorausgegangen. Zwischen den frühen Tod des Vaters und das schreckliche Ende der Mutter fällt der Selbstmord des jüngsten Bruders, Adolf Grillparzer, eines siebzehnjährigen Jünglings. Abenteuerlich und unglücklich war der Lebensgang des anderen Bruders, Karl Grillparzer, der sich im Jahre 1836 fälschlich eines Verbrechens anklagte und beinahe ein Opfer dieses Wahnes geworden wäre. Diese Fülle des Unglücks in der nächsten Familie blieb nicht ohne Einfluß auf das weiche Gemüt des jungen Grillparzer; es entwickelte sich eine Neigung zu selbstquälerischer Grübeleien und Anlage zu leichter Verstimmung, ja Menschenhassen und Lebensüberdruß. Die Zeit des Lernens gestaltete sich für ihn höchst unerquicklich und unbefriedigend: die juristischen Studien betrieb er lediglich als Brodstudium, ohne tieferes Interesse. Da er nach seines Vaters Tode sich selbst erhalten mußte, erteilte er in adeligen Häusern Unterricht. Gegen Ende des Jahres 1813 trat er als Conceptspraktikant in den niederösterreichischen Staatsdienst. Wohlgefühl hat er sich in demselben nie, und wenn wir die unerfreulichen Zustände des Metternichschen Regimes und überhaupt der vormärzlichen Zeit uns vergegenwärtigen, so werden wir Grillparzer aus seiner Unzufriedenheit keinen großen Vorwurf machen können. Auch in seinem Privatleben war er nicht glücklich. Im Jahre 1821 verlobte er sich mit Katharina Fröhlich, einem ebenso anmutigen wie lebenswürdigen Mädchen, niemals aber kam die Ehe zu stande, obwohl Grillparzer merkwürdigerweise bis an sein Lebensende mit Katharina und ihren Angehörigen in herzlicher Freundschaft verbunden blieb. — 1832 erhielt er die Stelle des Archivdirektors der allgemeinen Hofkammer; 1856 wurde ihm bei seiner Pensionierung der Hofratsstitel verliehen, auch wurde er in das österreichische Herrenhaus berufen. Er starb am 21. Januar 1872, wenige Tage nach Vollendung seines 81. Lebensjahres.

Dies ist in knappen Zügen der äußere Lebensgang des Mannes, dessen poetische Thätigkeit und Bedeutung wir uns im folgenden vergegenwärtigen wollen. Wir erfüllen damit eine Pflicht der Gerechtigkeit gegen einen der hervorragendsten deutschen Dichter, — eine Pflicht, welcher sich die meisten Litterarhistoriker jahrzehntelang entzogen haben. Manche derselben schienen kaum etwas anderes von ihm zu kennen, als das Erstlingsdrama, mit welchem der Sechszwanzigjährige einst vor das Publikum getreten war, und ignorierten mit vornehmer Geringschätzung seine späteren Meisterwerke: Weil jenes erste Werk zufällig eine Schicksalstragödie war, so mußte Grillparzer es sich gefallen lassen, in einem Atem mit Werner, Müllner und anderen längst vergessenen Größen genannt und abgethan zu werden. Schon schien auch er der Vergessenheit anheimzufallen: seit 1851 aber wurden seine Dramen auf dem Wiener Burgtheater durch seinen Freund Heinrich Laube wieder lebendig, dem alternden Dichter wurden unerwartet und unerwünscht viele Huldigungen zuteil, und in seinem Todesjahre erschien zum ersten Male eine Gesamtausgabe seiner Werke, welche seither zum fünften Male aufgelegt worden ist. Das ist schon ein hervorragender Erfolg für Dichtungen, deren Entstehungszeit bereits um 5—6 Jahrzehnte zurückliegt: Aber wir wollen uns trotzdem nicht verhehlen, daß Grillparzer in den weitesten Kreisen unserer Gebildeten doch nur dem Namen nach bekannt ist.*) Darum ist es wohl berechtigt, den Versuch einer Würdigung seines dichterischen Schaffens anzubieten, umso mehr da die verbreitetsten Litteraturgeschichten davon keine ausreichende Vorstellung geben. Eine rühmliche Ausnahme macht übrigens in dieser Hinsicht die zu der Universal-Bibliothek „Das Wissen der Gegenwart“ gehörige „Geschichte des modernen Dramas“ von Alfred Klaar. In diesem Buche sehen wir wirklich das eifrige Bestreben, Grillparzer gerecht zu werden, welches sich mehrfach zur Begeisterung für den Dichter steigert. Dagegen thut ihm Bilmar in seiner bekannnten Litteraturgeschichte in der oben angedeuteten Weise bitter unrecht, was auch durch die Bemerkungen Gödke's im Anhang kaum völlig wieder gut gemacht wird; bei Scherers eingehenderer Besprechung fühlt man den Mangel an Sympathie ziemlich deutlich durch; die weitverbreitete Litteraturgeschichte von Robert König würdigt zwar Grillparzers erstes Drama einer genaueren Besprechung, macht aber seine eigentlichen Meisterwerke nicht einmal alle namhaft.

Ehe wir an die Betrachtung der einzelnen Dichtungen Grillparzers herangehen, müssen wir uns, wie mir scheint, über ihre Grundlagen und Voraussetzungen klar werden, d. h. über die Einflüsse, welche auf des Dichters Gefühls- und Phantasieleben, namentlich auf die Bildung seiner ästhetischen Anschauungen eingewirkt haben. Grillparzer war in jeder Beziehung eine verschlossene, unzugängliche Natur, aber immer noch eher geneigt, die Musik als die Poesie Anderer auf sich wirken zu lassen. Sein ästhetisches Urteil berührt uns seltsam genug: Händel, Haydn und vor allen Mozart liebt und verehrt er; dem Hochfluge Beethovens vermag er nicht zu folgen; während er Meyerbeer und Schumann freudig begrüßt, erkennt er Weber gar nicht als Künstler an und verspottet Liszts

*) Vergl. unter den Bücherbesprechungen: Grillparzer's Werke, Volksausgabe.

und Richard Wagners Musik. Ebenso befremdlich ist seine Stellung zu anderen Dichtern. Willig giebt er sich den Eindrücken der Märchendramen und Ritter-
schauspiele hin, die er auf den Wiener Vorstadtbühnen sah. Schiller entzückt ihn nur kurze Zeit; nach einigen Nachahmungsversuchen sagt er sich völlig von ihm los, begeistert sich für Goethes Hauptwerke, ja er betet ihn an; wenige Jahre später nimmt er sich Shakespeares zum Vorbilde, und widerwillig erschließt er sich dem Einfluß der romantischen Schule, als deren Gegner er sich von Anfang an betrachtet hatte. Je reifer an Jahren und Erfahrungen er wurde, desto selbständiger erscheint uns seine ganze Persönlichkeit. Die Zeit seines Schaffens ist das Menschenalter der heiligen Allianz, der Restauration; aber im Kampfe mit dieser Zeit hat er sich emporgearbeitet, während seine litterarisch thätigen Zeitgenossen, Zimmermann ausgenommen, sich von ihrer Zeit emporheben ließen. Eine solche Kampfesstellung zu behaupten vermag nur eine völlig selbständige Persönlichkeit, und eine solche ist Grillparzer, — nicht daß seine Dichtungen nie dagewesene Stoffe behandelten, aber die Behandlung ist durchaus selbständig, eigenartig. Wir werden uns, wenn wir nunmehr diese Dichtungen im einzelnen kennen lernen wollen, auf die Dramen beschränken können, denn in ihnen liegt Grillparzers Bedeutung fast ausschließlich begründet. Und zwar ordnen wir seine dramatischen Dichtungen nach den behandelten Stoffen in drei Gruppen:

1. Phantastisch-sagenhafte Stücke;
2. Dramen aus der antiken Welt;
3. Historische Dramen.

In diese drei Gruppen wollen wir die zum Abschluß gebrachten dramatischen Dichtungen Grillparzers einordnen, indem wir es uns versagen müssen, auf die zahlreichen, zum Teil bedeutenden Fragmente einzugehen.

Zu den phantastisch-sagenhaften Stücken gehört die Ahnfrau, dasjenige Drama, mit welchem Grillparzer zum ersten Male vor die Öffentlichkeit trat. Es hat in Kürze folgenden Inhalt: Graf Borotin lebt als der letzte Mann seines Stammes, wie er glaubt, auf seinem Schlosse mit seiner Tochter Bertha. Diese liebt Jaromir von Eschen, einen Jüngling, welcher ihr kurz zuvor das Leben gerettet hat. In einer Nacht, in welcher sich unheilverkündend die ruhelos als Gespenst umgehende Ahnfrau des Geschlechts gezeigt hat, kommt Jaromir in das Schloß als ein Schutzlehender. Auch ihn erschreckt jene gespenstige Erscheinung der Ahnfrau; bald erkennt man in ihm den gefürchteten Hauptmann einer Räuberbande, welche die Gegend unsicher macht. Ihm aber gelingt es, die Bertha zu bereben, daß sie in der nächsten Nacht mit ihm entfliehen soll. In der Zwischenzeit kehrt Jaromir zu den Räubern zurück und bringt im Kampfe dem Grafen von Borotin, der gegen sie ausgezogen ist, die Todeswunde bei. Zu spät folgt durch den alten Räuber Boleslav die Entdeckung, daß Jaromir der längst totgeglaubte, als Kind weggeschleppte Sohn des Grafen ist und nun unwissend zum Mörder seines Vaters wurde. Als er der Verabredung gemäß seine Bertha entführen will, erscheint ihm die Ahnfrau, zeigt ihm die tote Geliebte im Sarge und tötet ihn durch ihre Umarmung. Nachdem der letzte Borotin gestorben, darf auch sie endlich zur Ruhe des Grabes eingehen. —

Die dichterische Behandlung dieses Stoffes zeigt schon vielfach die ungewöhnliche Begabung des jungen Dichters; namentlich tritt dieselbe in der Charakteristik der einzelnen Personen und in der Handhabung der Sprache hervor. Von den auftretenden Personen ist eine jede von sicherer Hand mit markigen Strichen gezeichnet, jeder Charakter mit kraftvoller Konsequenz durchgeführt. Mit unverkennbarem Geschick verleiht der Dichter dem ganzen Stücke eine unheimlich-düstere Stimmung. Die Schönheit der Sprache gipfelt in dem Reichtum der Bilder, welche teils großartig und gewaltig, teils überaus lieblich sind. So lesen wir gleich auf den ersten Seiten:

Wie ein Toter liegt die Erde
In des Winters Leichentuch;
Und der Himmel, sternelos,
Starrt aus leeren Augenhöhlen
In das ungeheure Grab
Schwarz herab!

Wie lieblich dagegen auf der nächsten Seite die Schilderung des Frühlings:

Wohl wird sich das Jahr erneuen,
Diese Felder werden grünen,
Diese Bäche werden fließen,
Und die Blume, die jetzt welket,
Wird vom langen Schlaf erwachen
Und das Kinderhaupt erheben
Von dem weißen, weichen Kissen,
Öffnen ihre klaren Augen,
Freundlich lächelnd, wie zuvor.
Jeder Baum, der jetzt im Sturme
Seine nackten, dürrn Arme
Hilfslos streckt zum Himmel,
Wird mit neuem Grün sich kleiden.
Alles, was nur lebt und webt
In dem Hause der Natur,
Weit umher, in Wald und Flur,
Wird sich frischen Lebens freuen,
Wird im Lenze sich erneuen;
Nie erneut sich Borotin!

Wohl ist die „Ahnfrau“ eine Schicksalstragödie, aber von der Art des sophokleischen Odius oder der Braut von Messina Schillers: Hier waltet kein kleinliches, eigensinniges Familienunglück, sondern das mächtige Fatum der Antike. Die Ahnfrau des Geschlechtes Borotin ist von ihrem Gemahl, dem sie ungetreu geworden war, erschlagen worden; auch ihr abgeschiedener Geist findet keine Ruhe, solange noch einer ihrer Nachkommen am Leben ist. Sie sieht das Thun und Treiben der Kinder ihrer Sünde mit an, kann es aber nicht hindern. Grillparzer beruft sich selbst dafür auf die christliche Lehre von der Erbsünde, und in der That können wir die Ahnfrau eine „Tragödie der Erbschuld“ nennen.

Merding's ist die zu Grunde liegende Idee in den Anschauungen des Volkes nicht mehr lebendig, es will eigene That, eigene Schuld und eigene Sühne sehen. Daß die Ahnfrau trotz dieses unleugbaren Mangels bis heute auf der Bühne sich behauptet hat, stellt ihre eigentümlichen Vorzüge in umso helleres Licht.

Das zweite Märchendrama Grillparzer's, „Der Traum ein Leben“, ist zweifellos eines der merkwürdigsten Bühnenstücke. Es handelt sich in demselben um die Objektivierung und Ausmalung eines Traumes, dessen bunte, wechselnde Bilder vor dem Auge des Zuschauers lebendig werden. Wirkliche Personen zählt das Drama nur vier: Massud, einen reichen Landmann, seine Tochter Mirza, seinen Neffen Rustan und den Negerklaven Zanga. Rustan, ein ungestüm vorwärts strebender Jüngling, hat sich durch Zangas Erzählungen begeistern lassen, in die weite Welt hinauszuziehen und große Thaten zu vollbringen. Weder Massuds treue Warnung noch Mirzas Liebe vermag ihn zurückzuhalten. Aber in der Nacht, bevor er das Haus verlassen will, zieht in wechselnden Traumbildern seine Zukunft mit all seinen Thaten und Ehren, aber auch mit allen Verbrechen und allem Unglück bis zum schließlichen Selbstmord an seinem geistigen Auge vorüber, und alles das spielt sich zugleich auf der Bühne vor den Augen des Zuschauers ab, bis durch Rustans Erwachen alle Konflikte gehoben werden. Aber der Held erwacht als ein anderer Mensch: Er verzichtet auf alle seine abenteuerlichen Ideale und findet in Mirzas Liebe und in bescheidener, friedlicher Häuslichkeit sein Lebensglück, wie er selbst es ausspricht:

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er giebt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

Den Stoff zu diesem Drama hat Grillparzer in der Erzählung Voltaires *Le blanc et le noire* gefunden, aber durchaus frei und selbständig gestaltet, zu einem auf der Bühne sehr wirksamen Stück; die eigentümlichen Schwierigkeiten, welche sich aus der Anlage und Situation des Dramas ergeben, sind mit großem Geschick überwunden. Die Sprache ist zwar schlichter, einfacher und weniger bilderreich als in der „Ahnfrau“, aber dem Gegenstande durchaus angemessen. Die einheitliche Durchführung der Handlung ist umso bemerkenswerter, weil Grillparzer diese Arbeit nach Vollendung des ersten Aktes viele Jahre lang liegen ließ, sodaß das Stück erst 1834, fünfzehn Jahre später, zum ersten Male aufgeführt wurde. Dem Dichter war die Arbeit durch den Umstand auf lange Zeit verleidet worden, daß der Schauspieler Küstner, welchem die Rolle des Zanga zugebracht war, ihm zugemutet hatte, — den Mohren weiß zu waschen, weil sein ausgezeichnetes Mienenspiel sonst dem Publikum verloren gegangen wäre. Die Eitelkeit dieses Schauspielers trägt die Schuld an der langjährigen Verzögerung; es wäre zu bedauern gewesen, wenn der Dichter die Vollendung seines originellsten Dramas für immer aufgegeben hätte. Als die hervorragendste Leistung erscheint

uns in demselben einerseits die psychologische Wahrheit, mit welcher das Wesen des Traumes erfaßt ist, andererseits die ethische Idee des Stückes: Warnung vor dem zügellosen Ehrgeiz, durch welchen das wahre Glück, der Friede und die Reinheit des Herzens gefährdet wird.

Auch Grillparzer's einziges Lustspiel: „Beh' dem, der lügt!“ gehört zu dieser Gruppe seiner Dramen. Der Stoff ist in Kürze folgender: Leon, welcher als Küchenjunge bei dem Bischof Gregor von Chalons dient, zieht aus, um den Atalus, den Neffen seines Herrn, aus der Gefangenschaft des Grafen Rattwald im Rheingau zu befreien; vorher hat er aber dem Bischof versprechen müssen, sich bei dieser Unternehmung keiner Lüge zu bedienen. Er tritt als Koch in Rattwald's Dienste, benimmt sich aber so unverschämt und redet so feck von den Betrügereien, welche er plant, daß man sie nur für Scherz halten kann. Schließlich gelingt ihm und Atalus die Flucht, und auch Edrita, Rattwald's Tochter, schließt sich den beiden an, um der Vermählung mit dem einfältigen Galomir zu entgehen. In lebensvollen Bildern werden die Abenteuer und Gefahren dieser Flucht dem Zuschauer vorgeführt. Das Stück schließt mit dem Wiedersehen Gregors und seines Neffen, der Bischof sieht sich zu einer geläuterten Einsicht in das Verhältnis von Wahrheit und Lüge geführt, Atalus verzichtet auf Edrita, die seine Neigung nicht erwidert, sondern vielmehr den fecken Leon liebgewonnen hat und nun dessen Gattin werden soll.

Die frische Lebendigkeit der Handlung, der feine ethische Gehalt und der Reichtum an prächtigen Charakteren haben dieses Stück bei der ersten Aufführung doch nicht vor einer völligen Ablehnung durch das Theaterpublikum bewahren können. Trotz des köstlichen Humors, der manche Szenen auszeichnet, erschien es viel zu ernst für ein Lustspiel, der tiefsittliche Grundgedanke wurde von der Menge nicht verstanden, und den vornehmen Zuschauern erschien die Figur Galomir's als eine herausfordernde Verhöhnung des Adels, sodaß viele in demonstrativer Weise ihre Logenplätze verließen und hinter sich die Thüren zuschlugen. Wenn man auch seitdem diesem Drama besser gerecht geworden ist, so vermag es doch auf der Bühne auch heute noch keine allzu nachhaltige Wirkung hervorzubringen; manches, was der Leser in bedächtigem Fortschreiten so recht zu genießen vermag, geht viel zu rasch am Geiste des Theaterbesuchers vorüber. — Die Sprache ist überaus mannigfaltig und mit Geschick dem Wesen der redenden Person angepaßt. Die ethische Forderung, welche der Dichter durch den ehrwürdigen Bischof aussprechen läßt, ist allerdings die der Wahrhaftigkeit, aber zum Schluß wird doch auch der subjektive Charakter der Wahrheit anerkannt:

Du wardst getäuscht im Land der Täuschung, Sohn.
Ich weiß ein Land, das aller Wahrheit Thron,
Wo selbst die Lüge nur ein buntes Kleid,
Das schaffend er genannt: Vergänglichkeit,
Und das er umhing dem Geschlecht der Sünden,
Daß ihre Augen nicht am Strahl erblinden.

Noch in späteren Jahren hat Grillparzer wieder einen phantastisch-märchenhaften Stoff behandelt in der Tragödie „Libussa“. Wir skizzieren auch hier

zunächst wieder den zu Grunde liegenden Stoff. Herzog Krokus von Böhmen hinterläßt keinen Sohn als Thronerben, sondern drei Töchter: Kascha, Tetka und Libussa, welche sich aber nur mit philosophischen, astrologischen und alchymistischen Studien beschäftigt haben. Daher lehnen die beiden ältesten die Krone von sich ab, um ihr bisheriges Leben ungestört fortsetzen zu können; Libussa aber, welche unmittelbar vorher durch einen Landmann, Primislaus, aus Lebensgefahr gerettet worden ist, nimmt die angebotene Krone an, doch unter der Voraussetzung, daß ihre Unterthanen sich ohne strenge Rechtspflege durch Liebe und Vernunft lenken lassen. Eine Zeit lang geschieht das; schließlich aber fühlt sich Libussa ihrer Aufgabe doch nicht völlig gewachsen, und durch Vermählung mit Primislaus, ihrem einstigen Retter, will sie sich einen festen Rückhalt schaffen. Ein Kleinod, welches damals im Besitze des Primislaus geblieben war, muß dazu dienen, ihn an den Hof zu bringen, und nach mancherlei Verwicklungen und Verhandlungen wird Libussa in der That seine Gattin. Sie fügt sich ihm in vielen Stücken, auch gegen ihre eigene Überzeugung, und giebt endlich ihre Zustimmung zur Erbauung der Stadt Prag, ja sie will diesem Vorhaben selbst die religiöse Weihe geben. Dabei aber, nachdem sie noch als Seherin die weitere Kulturentwicklung ihres Volkes vorausverkündigt, bricht sie sterbend zusammen.

Ein merkwürdiger Stoff für ein Drama! sind wir vielleicht geneigt zu urteilen, und es ist weiter zuzugeben, daß auch das Stück selbst zunächst fremdartig auf uns wirkt. Dagegen erscheint es durch seinen Reichtum an tief sinnigen Gedanken und feinen psychologischen Beobachtungen wiederum sehr anziehend, wenn es auch gerade dadurch mehr zum Buchdrama als zum Bühnenstück vorbestimmt zu sein scheint. Was hat Grillparzer mit diesem Drama gewollt? Er führt uns zurück in eine Übergangsepoché der Kulturgeschichte, und zwar handelt es sich um den Übergang vom Naturleben eines Volkes zum Staatsleben. Libussa repräsentiert noch die schlichte Weisheit und Naivität, die Milde und Friedlichkeit des Naturlebens, Primislaus dagegen das Selbstbewußtsein und die Thatkraft der Kultur. Diese Kultur ist noch in ihren Anfängen, es handelt sich um die erste Stadt, welche auf böhmischem Boden gebaut werden soll, aber Libussa sieht mit prophetischem Blick schon alle Konsequenzen voraus, welche sich aus einem solchen Sichzusammenschließen der Menschen ergeben. Sie ordnet sich der historischen Notwendigkeit und all' ihren Härten unter, sie zwingt ihr Herz dazu und geht darüber zu Grunde.

Unter den Dramen der zweiten Gruppe, denen aus der antiken Welt, nimmt der Entstehungszeit und vielleicht auch dem dichterischen Werte nach „Sappho“ die erste Stelle ein. Bereits Lord Byron, der das Stück in einer italienischen Übersetzung las, weißagte dem Dichter Unsterblichkeit des Namens. Grillparzer behandelt hier folgenden Stoff. Die berühmte griechische Dichterin Sappho kehrt sieggekrönt von den olympischen Spielen in ihre Heimat Mytilene auf Lesbos zurück; mit ihr kommt Phaon, ein schöner Jüngling, welchen sie in Olympia kennen und leidenschaftlich lieben gelernt hat, während er sie als ein überirdisches Wesen verehrt. Seine Liebe hingegen wendet er bald einer jungen Dienerin Sapphos, der Melitta, zu, und diese, fast noch ein Kind, aber eine

unbewußt hinreißend liebenswürdige Mädchengestalt, erwidert seine Neigung. Beim Rosenpflücken sind sie beide von der Liebe überrascht worden. Durch wachsende Eifersucht entfremdet sich Sappho den Jüngling immer mehr; schließlich zückt sie den Dolch auf Melitta, welche sie zuvor innig geliebt hatte und nun als bevorzugte Nebenbuhlerin haßt. Phaon verhindert die blutige That; aber jetzt beschließt Sappho, die Melitta heimlich nach Chios bringen zu lassen. Phaons Plan, mit der Geliebten zu entfliehen, mißlingt. Beide sind schließlich auf die Gnade der Sappho angewiesen. Diese faßt nach langem inneren Kampfe den Entschluß, ihnen ihr Glück zu gönnen; sie dankt den Göttern für alle ihre Segnungen, nimmt versöhnt von Phaon und Melitta Abschied und stürzt sich ins Meer.

Dieses Drama legt wohl einen Vergleich mit der Goethe'schen „Iphigenie“ nahe: Hier wie dort ist eine griechische Sage zu Grunde gelegt, aber das zu Tage tretende Gefühlleben ist mehr oder minder modern. Grillparzer hat sein Stück gegen den Vorwurf, es sei nicht antik genug, mit dem bescheidenen Wort verteidigen zu müssen geglaubt: Er habe nicht für Griechen, sondern für Deutsche geschrieben. An die „Iphigenie“ erinnert auch die edle Einfachheit der Technik des Dramas, die geringe Zahl der auftretenden Personen, namentlich auch die schöne, würdige Sprache des Stückes, und hinsichtlich der unmittelbaren Bühnenwirkung übertrifft „Sappho“ das Goethe'sche Drama ganz unleugbar. Freilich der Ausgang ist kein glücklicher wie bei Goethe, sondern ein tragischer: Aber es schließt nicht mit einem grellen Mißakkord, — trotzdem die Heldin ihr Leben wie etwas Wertloses hinwirft, atmet die letzte Scene Frieden und Versöhnung. Wir dürfen nicht verkennen, daß es ein philisterhaftes Widerspiel wahrer Poesie wäre, wenn Sappho sich entschloße, weiterzuleben und etwa späterhin Phaons und Melittas Kindern Märchen erzählte. Die Motivierung des Selbstmordes genügt, noch dazu auf antikem Boden, voll auf auch weitgehenden Ansprüchen.

Voll befriedigt von der formalen Schönheit dieses Dramas, fragen wir nach der ihm zu Grunde liegenden Idee. Grillparzer legt hier ein tiefes Selbstbekenntnis ab. Eine nicht zu überbrückende Kluft trennt für ihn das Leben von der Poesie. Ihm ist der Dichter gleichsam ein Priester, welcher den gemeinen Freuden des Lebens entsagen soll, um seine göttliche Weihe nicht zu verlieren. Sapphos Schuld besteht darin, daß sie ihre Hand auch ausstreckt nach dem Erdenglück, welches der Dichterin versagt ist; dadurch sinkt sie herab von ihrer ätherischen Höhe und sühnt schließlich ihre Verschuldung durch einen freiwilligen Tod.

„Das goldene Vließ“ ist eine Trilogie, welche wir hinsichtlich ihrer Gliederung mit dem „Wallenstein“ vergleichen könnten: Ein Vorspiel in einem Akt, betitelt: „Der Gastfreund“, dann zwei größere Trauerspiele: „Die Argonauten“ und „Medea“. Sehen wir zunächst, wie sich Grillparzer die schon vor ihm so oft dramatisch behandelte Medea-Sage gestaltet hat!

In dem ersten Stücke der Trilogie erscheint uns Medea, die Tochter des Königs Aietes von Kolchis, als ein lebensfrohes, starkes, noch nicht von Schuld beslecktes Mädchen; sie widmet ihre Zeit dem Dienste der heimischen Götter, der Zauberei und der Jagd. Der Grieche Phrygus kommt nach Kolchis und begehrt

Gastfreundschaft, wird aber samt seinen Gefährten von Aietes getötet, ohne daß Medea es zu hindern vermag. Die Schätze des Phryrus, darunter das goldene Bließ, fallen so dem treulosen Kolcherfürsten zu, aber an ihnen haftet der Fluch des Gemordeten.

Das zweite Stück „Die Argonauten“ behandelt die Zurückgewinnung des goldenen Bließes durch Jason und seine Gefährten. Gleich das erste Zusammenreffen des Jason und der Medea pflanzt den Keim der Liebe in die Herzen beider. Medea schützt den Geliebten vor dem Schwerte ihres Bruders Absyrtos und vor dem Giftrank des Vaters, welcher, abgesehen davon, auch durch Lüge und Verletzung des beschworenen Waffenstillstandes das Maß seiner Schuld voll macht. Noch einmal gelingt es ihm scheinbar, die Medea zurückzugewinnen: dann aber kommt sie wieder in die Gewalt der Griechen, wird Jasons Braut und ist ihm, da er sich vor den ihm dabei drohenden Gefahren nicht warnen läßt, auch behilflich, das goldene Bließ herbeizuschaffen. Aietes versucht umsonst, die Abfahrt der Argonauten durch Waffengewalt zu hindern. Bei dieser Gelegenheit gerät Absyrtos in die Gefangenschaft der Griechen und stürzt sich ins Meer, sodaß Aietes beider Kinder auf einmal beraubt ist.

Im dritten Stück, „Medea“ betitelt, sucht und findet Jason mit Medea und ihren beiden Kindern Aufnahme und Schutz bei dem Könige Kreon von Korinth; dessen Tochter Kreusa zeigt auch der verabscheuten Kolcherin und ihren Kindern ein mitfühlendes Herz, sodaß Medea Vertrauen zu ihr gewinnt. Aber auch Jason wendet seine Neigung der milden, freundlichen Kreusa zu, und als ein Herold der Amphiktyonen die Verbannung der Mörder des Königs Pelias von Iolkos fordert, schiebt Kreon die ganze Schuld auf Medea und verbannet sie, während er den Jason als seinen Eidam schützen zu wollen erklärt. Medea erreicht nichts mit ihren flehenden Bitten und ebensowenig mit Drohungen und Verwünschungen. Aufgereizt durch ihre Amme Gora, auf's äußerste erbittert dadurch, daß auch ihre Kinder sich von ihr abwenden, schmiedet sie einen schrecklichen Racheplan. Sie überfendet der Kreusa ein Gefäß, aus dem beim Öffnen eine Flamme herausschlägt und das Kleid der verhassten Nebenbuhlerin anzündet, sodaß dieselbe elend umkommt; dann tötet Medea ihre Kinder mit eigener Hand. Der tiefgebeugte Kreon verbannet nun auch den Jason; in einem letzten Gespräch mit diesem feiert Medea den langersehnten Triumph der Rache.

Wir sehen in dieser Trilogie eine großartige dramatische Schöpfung von mächtiger Wirkung, die freilich bedeutend abgeschwächt wird, wenn man, wie gewöhnlich, die dritte Tragödie für sich allein zur Aufführung bringt. Den Gegensatz zwischen Griechenland und Kolchis, in dem nach Grillparzers eigener Äußerung der tragische Konflikt der ganzen Dichtung beruht, hat der Dichter mit Meisterhand gezeichnet. Dieser Gegensatz prägt sich sogar in dem verschiedenen Versmaß aus: Die Sprache der Griechen fließt in Jamben glatt dahin, die der Kolcher ist in unregelmäßige daktylische Verse gebracht. Jener Gegensatz läßt sich nicht ungestraft überbrücken: Jason und Medea versuchen es und bereiten sich damit gegenseitig ihr tragisches Schicksal. Wie tief sinken sie beide! Jason ein erbärmlicher Feigling und Verräter, — Medea Allen ein Gegenstand des Grauens

und Abscheues, Mörderin, ja Kindesmörderin! Der versöhnende Abschluß der „Sappho“ fehlt dieser gewaltigen Dichtung vollständig; wir möchten auch auf sie anwenden, was Geibel von Shakespeares „Othello“ sagt:

„Er lastet wie Blei auf dem zermalnten Gemüt!“

Grillparzers dritte dramatische Dichtung aus der antiken Welt: „Des Meeres und der Liebe Wellen“ hat die alte und doch ewig junge Sage von Hero und Leander zum Gegenstand. Hero ist von ihrem Vater und von ihrem Oheim, der selbst Oberpriester ist, dazu bestimmt, Priesterin der Aphrodite Urania zu werden. Da sie selbst dazu gern bereit ist, verhallt der schüchterne Einspruch ihrer Mutter erfolglos. Aber gerade bei der Feier, durch welche sie in den Dienst der Göttin eintritt, erblickt sie Naukleros und Leander, zwei von Abydos nach Sestos herübergekommene Jünglinge; Leander wird von leidenschaftlicher Liebe zu ihr ergriffen und findet noch an demselben Tage Gelegenheit, ihr seine Neigung zu gestehen. Das Dazukommen des Oberpriesters trennt die beiden; Leander aber kehrt noch am Abend, das Meer durchschwimmend, nach Sestos zurück, um wenige Stunden mit Hero zusammenzusein. Am nächsten Abend soll er wiederkommen; aber indessen ist der Argwohn gegen die Liebenden rege geworden, Heros Oheim trifft seine Vorkehrungen. Hero schläft, anstatt wachend den Geliebten zu erwarten, ihre Lampe erlischt, und am nächsten Morgen findet die Unglückliche am Ufer des Geliebten Leiche. Naukleros der den Freund nicht hatte zurückhalten können, ist ihm nachgeeilt; er soll nun den Toten nach Abydos zurückbringen; aber als man der Hero den Leichnam nehmen will, bricht auch sie sterbend zusammen.

Diese kurze Inhaltsangabe bietet freilich nur ein sehr unvollkommenes Bild von dieser erschütternden Liebestragödie und ihren mannigfaltigen Schönheiten. Gerade hier ist die detaillierte Ausführung so besonders ansprechend und lebenswürdig, die Sprache von edler Einfachheit, die dramatische Gestaltung so wohl gelungen. Antik ist dieses Stück freilich noch weniger als die „Sappho“, vielmehr völlig durchdrungen von deutschem Gefühlsleben; wenn ferner der Dichter die Hero nach ihrer äußeren Lage als eine Art Nonne auffaßt, so ist das, vom philologischen Standpunkte aus beurteilt, ein starker Anachronismus. Aber was wollen solche kleinen Mängel besagen namentlich gegenüber der herrlichen Charakteristik der Hero, in welcher die Reinheit der Melitta und die Größe der Sappho vereinigt zu sein scheinen. Hero hat unter den Mädchengestalten der deutschen Litteratur kaum ihresgleichen. Sie giebt sich nicht wie Shakespeares Julia in ungemessener Leidenschaft dem Gefühl der Liebe hin; sie erschließt sich nicht wie Gretchen in Goethes „Faust“ der Liebe in dem Bewußtsein, etwas Sündhaftes zu thun: Sie bleibt auch in ihrer Liebe naiv, verteidigt sie als ihr gutes Recht bis in den Tod. Julia — Gretchen — Hero —, in allen dreien ist die Liebende mit Meisterhand gezeichnet, aber dort als heißblütige Italienerin, da als frommes deutsches Mädchen, hier trotz aller modernen Züge ihres Gefühlslebens als Vertreterin der idyllischen Weltanschauung der Antike.

Unter den historischen Dramen, welche wir als dritte Gruppe der Grillparzer'schen Stücke betrachten, nennen wir zuerst ein Jugendwerk, „Blanka von

Castilien“, schon 1807—1809 gedichtet, aber erst 1887 in die gesammelten Werke aufgenommen. Natürlich müssen wir an das Werk eines Siebzehnjährigen einen anderen Maßstab anlegen, als an die späteren Dichtungen. Die „Blanka von Castilien“ erinnert uns in mancher Hinsicht an die Stücke aus Schillers Sturm- und Drangperiode, mehr aber an den „Don Carlos“. An diesen gemahnt auch die auffallende Länge des Dramas, welche uns nötigt, hier auf eine Skizzierung des Inhalts zu verzichten. Nur soviel: Gegenstand ist die Empörung gegen Pedro den Grausamen von Castilien; Fedrigo de Guzman, des Königs Bruder, erscheint als Anführer der Empörer und zugleich als Liebhaber der von Pedro zurückgesetzten Königin Blanka, während der König die herrschsüchtige Maria de Padilla liebt; deren Bruder Rodrigo veranlaßt die Ermordung Fedrigos und Blankas; der König will zum Schluß sich selber den Auführern ausliefern.

Wohl fehlt dieser Dichtung noch das schöne Ebenmaß der Sprache und Gliederung, auch wird uns manches recht Unwahrscheinliche zugemutet und viel Schreckliches und Empörendes; — aber Bewunderung verdient auch hier schon der Aufbau der Szenen in den ersten Akten und namentlich die Kunst der Charakteristik, welche dem jungen Dramatiker zu Gebote steht.

Grillparzers zweites historisches Drama „König Ottokars Glück und Ende“ führt uns nun gleich auf den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens. Der Inhalt ist in Kürze folgender: König Ottokar von Böhmen löst aus nichtigen Gründen seine kinderlos gebliebene Ehe mit Margarete von Osterreich, vermählt sich aber nicht mit Bertha von Rosenberg, wie deren einflußreiche Verwandte gehofft haben, sondern mit Kunigunde, der Enkelin König Belas von Ungarn. Er behält Osterreich als Erbteil seiner ersten Gemahlin, Steiermark hat er erobert, Kärnten fällt ihm durch Erbschaft zu. Dazu kommt noch begründete Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone. Aber statt seiner wird Rudolf von Habsburg gewählt, und dieser will nur Böhmen und Mähren dem Ottokar zu Lehen geben, die anderen Länder aber für das Reich einziehen. Es kommt zum Kriege zwischen beiden; schließlich läßt sich Ottokar durch das unerwartete Glück seines Gegners und durch sein vielfältiges Unglück willfährig machen, nachzugeben: Er huldigt dem Habsburger und nimmt Böhmen und Mähren von ihm zu Lehen. Bald reut ihn dieser Entschluß, namentlich ist ihm der Spott seiner Gemahlin Kunigunde unerträglich, und so löst er den Vertrag schließlich wieder auf. Im Kampfe ist er aber ebenso unglücklich, wie früher. Er findet noch Gelegenheit, am Sarge seiner ersten Gemahlin dieser sein Unrecht abzubitten, überhaupt wird er noch zur Erkenntnis seiner Schuld geführt, ehe er in der Schlacht auf dem Marchfelde den Tod findet. Rudolf von Habsburg steht zum Schluß als ruhmgekrönter und großmütiger Sieger da.

Dieser Stoff ist in dem Grillparzer'schen Drama mit gewohntem Geschick gestaltet und dramatisch wirksam gemacht worden. Mit Unrecht hat man behauptet, der Dichter habe die Persönlichkeit des Ottokar unbillig herabgedrückt, um dadurch seinen Gegner zu heben. Grillparzers Ottokar ist dem geschichtlichen mindestens ebenbürtig, eine Gestalt, Napoleon I. vergleichbar, gewaltig, ja maßlos in seinem Streben, in seinen Plänen, rücksichtslos in ihrer Ausführung, durch seinen Ehrgeiz

in schwindelnde Höhen emporgehoben, durch seinen Ehrgeiz in die dunkelsten Tiefen gestürzt. Sein Gegner Rudolf von Habsburg ist ja auch von nicht-österreichischen Dichtern, wie Schiller, Kerner, noch über das Maß seiner geschichtlichen Vortrefflichkeit hinaus verherrlicht worden: Wie wenig kann es uns da auffallen, wenn Grillparzer, welcher durch und durch Österreicher war, sein Bild in den leuchtendsten Farben zeichnete? Nicht hinreichend begründet ist die Meinung, der Dichter habe durch solche Stücke seinem Fürstenhause seine Loyalität bezeugen wollen und etwa gar äußere Vorteile zu erringen gehofft. Namentlich die gewaltige Tragödie, von welcher wir hier reden, berechtigt am wenigsten zu der Vermutung, daß ihr eine kleinliche Tendenz zu Grunde liege.

Einen außerordentlich spröden Stoff behandelt das Trauerspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn“. König Andreas von Ungarn ist genötigt, seinem Reiche auf längere Zeit fern zu sein, und überträgt die Stellvertretung seiner Gemahlin Gertrude und dem treuen Bancbanus. Der letztere verwaltet sein Amt mit beispielloser Gewissenhaftigkeit und läßt sich durch den Spott und Hohn seiner zahlreichen Gegner nicht im geringsten irre machen. Herzog Otto von Meran, der Bruder der Königin, ein hochbegabter, aber ausschweifender und völlig haltloser Mensch, versucht eine Liebslei mit Erny, Bancbans junger hübscher Frau, anzuknüpfen und treibt sie schließlich zur Verzweiflung, sodaß sie sich einen Dolch in die Brust stößt. Vergebens will die Königin die Schuld auf sich nehmen: Ein Aufruhr entsteht, die Verwandten der Toten stehen an der Spitze der Empörer; — Bancbanus aber wankt nicht, ja er rettet seinem schlimmsten Feinde und zugleich Bela, dem jungen Sohne seines Königs, das Leben, während die Königin durch bloßen Zufall den Tod findet. Da kehrt der König in sein Land zurück: Bancbanus rechtfertigt sein ganzes Verhalten und führt alles zu einem versöhnenden Ende. — Grillparzer hat mit diesem merkwürdigen Stück nicht etwa, wie einige behaupten wollen, eine Verherrlichung des Servilismus beabsichtigt, sondern nach seiner eigenen Äußerung eine Darstellung des Heroismus der Pflichttreue. Dieser Heroismus ist nun allerdings bis zum Tragischen gesteigert, aber wir können nicht mit ihm fühlen, wir haben höchstens eine kalte Bewunderung für ihn übrig. Das Herz des Lesers und Zuschauers muß sich auf die Seite der Aufrührer stellen. Sonst verdient übrigens die Komposition und dramatische Kraft auch dieses Stückes viel Anerkennung, und man hat immer wieder versucht, es auf der Bühne heimisch zu machen; aber der spröde, zum Teil verlegend wirkende Stoff bewahrte sich das Interesse des Publikums stets nur kurze Zeit. Kaiser Franz erklärte, dieses Stück gefalle ihm so gut, daß er es für sich allein besitzen und nicht dem Publikum preisgegeben wissen wollte. Eine bloße Verherrlichung des Servilismus auf solche Art von der Bühne zu verbannen, wäre er wohl der Letzte gewesen; aber er wünschte nicht, daß man die Diensttreue als Heroismus ansehen lernte: Es wäre wohl, wie man richtig bemerkt hat, vom Bewundern zum Vermundern nur ein Schritt gewesen.

Die beiden nun noch übrigen historischen Dramen Grillparzers sind wohl in den fünfziger Jahren entstanden, aber erst nach dem Tode des Dichters gedruckt worden. Das mutmaßlich etwas ältere von beiden, „Die Jüdin von

Toledo“, hat folgenden Inhalt: Rahel, des Juden Jsaak schöne Tochter, weiß sich schutzlehend dem Könige Alphons dem Edlen von Kastilien zu nähern. Der König gewährt nicht nur ihr, sondern auch ihrem Vater und ihrer Schwester Esther Aufnahme und Schutz. Eine leidenschaftliche Zuneigung erfaßt ihn; selbst der alte Jsaak wird eine einflußreiche Persönlichkeit, weil der König seine Rahel liebt. Da kommt nach dem Schloß Retiro, wo er mit ihr weilt, die Nachricht, die Standesherrn des Reiches hätten sich bei der Königin versammelt, um zu beraten, was des Landes Bestes angesichts jener Neigung des Königs erfordere. Die Königin fordert Rahels Tod und findet die Zustimmung der Standesherrn. Der König erklärt zwar den Landtag für aufgelöst und sucht die Königin zu beschwichtigen. Sie aber begiebt sich mit den Ständen nach Retiro, und Rahel wird getötet, ehe der herbeieilende König sie retten kann. An der Leiche der Geliebten wird er ernüchtert und gedenkt wieder seiner Königspflichten, sodaß eine Ausöhnung zu Stande kommt.

Die kunstvolle Charakteristik und die feine Motivierung, welche auch dieses Grillparzersche Drama auszeichnen, vermögen uns doch nicht völlig damit auszuföhnen: Seine Wirkung ist eine zu peinliche, verletzende. Sahen wir in „Hero“ eine der schönsten und zartesten Liebestragödien, so herrscht hier dagegen die bloße Leidenschaft, die sinnbethörende Wollust, welche als eine Art Zauber aufgefaßt wird, freilich mit psychologischer Wendung:

Umgeben sind wir rings von Zaubereien,
Allein wir selber sind die Zauberer.
Was weit entfernt, bringt ein Gedanke nah,
Was wir verschmäht, scheint andrer Zeit uns hold,
Und in der Welt voll offener Wunder
Sind wir das größte aller Wunder selbst!

Jener Zauber der Leidenschaft wird gelöst durch den Anblick der Leiche der Geliebten: Das ist überraschend, aber psychologisch nicht gerade unwahrscheinlich. Gegenstand der Leidenschaft des Königs war lediglich der sinnliche Reiz; der Anblick der furchtbaren Zerstörung desselben bringt den König zur Besinnung.

Grillparzers letztes Drama „Ein Bruderzwist in Habsburg“ behandelt folgenden Stoff. Kaiser Rudolf II. ist ein weiser und gerechter Herrscher, aber sein Interesse wendet sich mehr und mehr den Künsten und Wissenschaften, namentlich der Astrologie, zu, während er die Pflichten seines hohen Amtes nur mit Widerwillen erfüllt. Er läßt sich bestimmen, seinem Bruder Mathias ein Kommando im Türkenkriege anzuvertrauen, und bekemmt seinem fanatischen Neffen Ferdinand gegenüber seine tolerante Stellung zum Protestantismus. Mathias, den sein Vertrauter, der Bischof Klefel, beständig begleitet, hat im Kriege kein Glück; ohne des Kaisers Genehmigung wird der Friede geschlossen. Durch seinen einzigen Freund, Julius von Braunschweig, erhält der Kaiser Kunde von seines Bruders ehrgeizigen Plänen. Mathias ist schon zum König von Ungarn ausgerufen, die böhmischen Stände, darauf bedacht, ihre Glaubensfreiheit zu sichern, zwingen Rudolf, den sogenannten Majestätsbrief zu unterschreiben; trotzdem kommt es auch in Böhmen zum Aufruhr. Nach längerem Schwanken verzichtet Rudolf

förmlich auch auf die böhmische Krone, ein völlig gebrochener Mann. Sein Bruder Mathias hat sein Hoflager in Wien; Erzherzog Ferdinand ist bei ihm und weiß endlich den schlaunen Klefel durch Arglist zu beseitigen. In Böhmen lodern die ersten Flammen des dreißigjährigen Krieges empor: Kaiser Rudolf aber ist allen Wirren und Kämpfen entrückt durch den ersehnten Tod. So erlangt Mathias auch die deutsche Kaisermürde, aber er hat keine Freude daran, denn nun erkennt er endlich, wie schwer er sich an seinem Bruder versündigt hat.

Wir haben bei dieser Inhaltsangabe alles Episodenhafte, namentlich das Thun und Geschick Don Casars, eines nicht ebenbürtigen Sohnes Kaiser Rudolfs, außer acht gelassen, obwohl bedeutende Schönheiten des Dramas gerade in diesen Episoden liegen. Wohl erscheint das Ganze nicht knapp und einheitlich genug, und die unmittelbare Bühnenwirkung wird stets erheblich hinter der des „Ottofar“ und anderer Grillparzer'scher Dramen zurückstehen. Wer hingegen mit diesem Stücke erst vertrauter geworden ist, dem wird Rudolfs erhabene, scheinbar unterliegende und in Wahrheit doch triumphierende Herrschergestalt immer anziehender und lieber werden. Dieser Kaiser steht am Wendepunkt einer neuen Zeit, er ist der einzige, der sie kommen sieht, furchtbar, unheilvoll, unabwendbar! Er ist nicht im Stande, dem rollenden Rad in die Speichen zu greifen, aber er will es auch gar nicht, seine Resignation ist ebenso edel wie weise.

Wer aber den Dichter aus seinen früheren Schöpfungen lieb gewonnen hat, der wird auch an seinem letzten Werk, an der darin kundgethanen Liebe zu seinem Vaterlande und zum angestammten Fürstenhause sein Wohlgefallen haben, der wird dieses zu Grillparzers Lebzeiten schon verborgen gehaltene Drama als ein rührendes Vermächtnis ehren und lieben. In dieser Kaisergestalt zeichnet uns Grillparzer mit liebevoller Sorgfalt sein Selbstportrait in den Tagen seines Alters ohne zu schmeicheln. Ach, auch ihm war es ja nicht beschieden gewesen, die Widersprüche seines Lebens zu heben in harmonischer Charakterentwicklung. Sein Wesen war viel härter, herber und verbitterter, als wir nach seinen dramatischen Dichtungen vermuten möchten. Bedenken wir aber, durch welche Lebensführungen er so geworden ist, wie er war, erwägen wir, daß er auch in der Kirche seiner Zeit den rechten Hort und Trost nicht zu finden vermochte, so werden wir entschuldigen, anstatt zu verdammern. Gern betrachten wir dann sein Bild in dem milden, verklärenden Lichte seiner dramatischen Dichtung und ehren in ihm einen echten Dichter, dem seine Kunst ein hochheiliger Beruf war, ein Priestertum des Schönen, Guten und Wahren. Er hat die von den Klassikern in ihrer ewigen Wahrheit erkannten und von ihnen angewandten Kunstformen auch seinerseits gebraucht, ohne auf die Abwege ungestümer Neuerer zu geraten. Insofern ist er ein Nachklassiker wie sein Altersgenosse Theodor Körner, wie Uhland, Friedrich Halm u. a. Aber mit größerer Begabung speciell für das Drama erfüllte er jene Formen mit eigenartigem, wertvollen Gehalt. „Eigen und selbständig war er durchaus“, sagt sein Freund Laube von ihm, „eigen und selbständig wird er in unserer Litteratur dastehen, eine Gestalt von Granit. Sie schimmert nicht, aber sie ist fest, sie dauert. Und ich meine deshalb, auch die Nachwelt wird sie in Ehren halten.“

Carl Busse als Lyriker und Erzähler.

Von August Friedrich Krause.

In einem Essay schrieb Carl Busse einmal: „Das erste Buch eines Autors ist das entscheidende. Entweder der Dichter erweist sich sofort als König und nimmt den Thron ein, oder er ist eben kein König von Geburt. . . . Auch der geborene Lyriker kann gewiß seine ersten Lieder später übertreffen, aber sie sind es, die seinen Namen festlegen und begleiten bis in die spätesten Tage.“ Ich will hier nicht entscheiden, ob diese Sätze zu Recht bestehen; mir scheint, es hieße den Erfolg zum ersten und einzigen Wertmaße machen, wollte man sie allgemein anerkennen. Doch bei Busse selbst treffen sie zu. Die natürliche, noch etwas naive Frische, das unbekümmerte, jugendliche Draufgängertum, die schmerzliche, überquellende Begeisterung seiner ersten Verse haben ihm die Herzen aller erobert, die für Jugend, Sonne, Sehnsucht und Schönheit sich noch Sinn bewahrt haben. Sein zweiter Gedichtband brachte den Meisten eine kleine Enttäuschung: man vermehrte in ihm das jugendfrische Temperament. In des Dichters Fühlen hatte sich, unbewußt und ungewollt, die Reflexion eingeschlichen. Sie raunte ihm in seine schönsten Verse hinein. Doch nicht oft. Sie war nur mächtig genug, seine lodernden Feuer der Leidenschaft und seinen fecken, fröhlichen Mut zu dämpfen. Mitunter freilich brachen beide doch wieder durch, lachten lustig und närrisch in die bunte, blühende Welt hinein. Doch gebrochen und müde gemacht hat ihm diesen fröhlichen Übermut und seine Jugend erst die Sehnsucht. Die Sehnsucht . . . wohin? Die Sehnsucht . . . wonach? Er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt. Bald war es die ferne, liebe Heimat, die ihn lockte und rief, wo die Sterne ach so viel goldner leuchteten als anderswo; bald war es die Liebe, die ihm Blut und Sehnsucht in das Blut gab; bald war es der stille Schnitter mit der blanken Sense, dem seine Seele zitternd entgegendrängte. Und doch war es das alles auch wieder nicht. Die Sehnsucht kam ihm mit dem Frühling und dem neuen Blute, sie machte ihm die Seele schwer in schwülen Sommernächten und gab ihm bange Träume, wenn im Herbst die Luft seltsam blaß wurde und die Störche schon längst ihren Wanderpfad suchten.

Busse stand damals in der romantischen Periode seines Lebens, da seine Seele ihren inneren Schwerpunkt verloren hatte, und nur einzig das Gefühl ihm die Welt besetzte und belebte. Seine feinen Sinne witterten hinter allen wirklichen Dingen fremdes Leben und fremde Welten. Nach diesen ging seine Seele suchen Tag um Tag und Nacht um Nacht. So wurde die Sehnsucht wach in

seinem Herzen und raunte ihm zu am Bette in schlafloser Nacht und machte ihm seine Tage müde. Und was sie ihm sang, war dies:

„Ich bin ein dunkler, verworrener Klang, Der weit aus Thule herüberdrang, Ich bin deiner Jugend verblühender Traum, Dein erster Kuß unterm Apfelbaum, Ich bin deine heilige Herzensnot, Ich ruf' dich in Morgen- und Abendrot — Deine Felder verkommen, dein Pflug bleibt stehn, Es treibt dich, in purpurne Fernen zu gehn.	Und ich flieg' dir voraus, und dein Fuß wird wund, Und immer verdürsteter wird dein Mund. Und du schreist nach mir, nach Erfüllung und Licht, Wie du hungerst und frierst! und du findest mich nicht. Ich bin nur ein Klingen, ich bin nur ein Hauch — Dein Herz wird schweigen; dann schweig' ich auch.“
--	---

Da seine Sehnsucht all das tausendfältige fremde Leben, das ihm größer und freier und seliger deuchte denn dieses leidbeschwerte, wirkliche Leben, nicht in dieser Welt zu finden wußte und, da der Körper seine Seele an diese Erde und in ihre engen Horizonte bandte, wurde die eine, die große Sehnsucht in ihm wach, in der alle anderen Sehnsüchte zusammenfloßen: bar aller hemmenden Leiblichkeiten in überirdischen Räumen seine Entdeckerstraßen ziehen zu dürfen. So wissen wir, warum ein ganzer Cyklus in seinen „Neuen Gedichten“, die 1896 erschienen sind, „Vom Sterben“ handelt, warum der Dichter diesem Abschnitt das Motto setzte:

„Und wer, wie ich, so große Sehnsucht trägt,
Wie sollte der nicht an das Sterben denken?“

Durch diese müde, entnervende Todessehnsucht kommt eine weiche, verträumte Sentimentalität in das Buch, der sich der junge Dichter schon in seinen ersten Liedern nicht ganz zu entziehen vermocht hatte. Doch ist diese romantische Sentimentalität echt, aus den Tiefen eines wirklich lebens- weil wirklichkeitsmüden Herzens herausquellend.

Ganz und gar anders zeigt sich Carl Busse in seinem neuen Gedichtbuche: „Bagabunden. Neue Lieder und Gedichte.“ (Stuttgart und Berlin 1901. J. G. Cotta.) Der Dichter, der über unserer Erde Wirklichkeiten hinausgriff in die fremden Zonen unirdischer Welten, hatte keinen Sinn für des Lebens heiteres Lachen und seine bunten Freuden. Seine müde, von tausend Sehnsüchten erfüllte Seele sah um alle Farben des Lichts die schwarzen Flöre des Schmerzes und des Leidens hangen. Nun auf einmal steht ihm die Seele dem Leben und seinem Glanz wieder offen; die Freude am Leben ist in purpurnem Rausche wieder über ihn gekommen, und sein alter, toller Übermut jauchzt und sprudelt in seinen Versen. Wir wissen nicht, wie diese Wandlung über seine Seele gekommen ist. Genug, sie ist da. In Liebe giebt er sich wieder dem Leben und seinen Schönheiten hin. Seine im guten Sinne finnliche Natur hielt es nicht lange in den Dämmerbezirken der Sehnsucht aus, wo in den Zweigen ein müdes Weinen ist, wo alles Licht und alle Freude aufdringlich zu wirken scheint. Er mußte wieder fest in das Leben hineinspringen und mit lachendem Gesicht jauchzen dürfen: „Hier bin ich, seid so gut und nehmt mich, wie ich bin!“ Herz und Augen und alle Sinne stehen ihm wieder offen für alle Pracht der bunten Welt:

„Immer der Rase nach
Stürmisches Wandern,
Wälder und Wiesen,
Wie mir's gefällt!
Schrek' ich von diesen
Empor zu den andern —
Singend durchschreit' ich
Die herrliche Welt!

Flimmernde Rege
Fangen die Ferne,
Drüben am Wege
Blitzt das Gestein.
Käm' mir ein Mäd'el
Heut in's Gehege —
Sonne und Sterne,
Hurrah, sie wird mein!“

Wir sehen, auch mit der Liebe hält er's wie früher. Sie tanzt und singt ihm durch alle Adern auf den heißroten Wellen seines Blutes. Das ist noch immer jung und feurig. Aber heute mag er sich nicht mehr mit einem Mäd'el begnügen. Statt der müden, weinenden Todessehnsucht, die sich nur mit Epheu und Immergrün zu schmücken wagte, brennt eine andere Sehnsucht ihm im Herzen, die ihr Haupt mit glühenden Rosen umlaubt: alle Schönheit in brünstiger Blut umfangen, alle roten Mädchenmünder im weiten deutschen Reich küssen, um alle weißen Nacken seinen Arm schlingen zu dürfen.

„Ich glaub', wenn mich der Rase deckt, Mein wilder Schrei bezwingt den Tod: Ich hör' Gewänder rauschen Und Mädchenfüße tanzen drein — Erbarmt sich keiner dieser Not? Ich soll den Süßen lauschen Und nicht im Reigen sein!	O sing' ich all der Schönheit Glanz, Die vor mir war, die nach mir blüht! Nur eine goldne Stunde Der Fülle Herr und Meister sein! — Ob jäh die Sonne dann verglüht: Mit sattgefüh'tem Munde, Ein Sieger, schlaf' ich ein!“
---	--

Mit allen Sinnen und allen Sehnsüchten seiner Seele hängt der Dichter wieder am Leben. Sein Leid ist jetzt, nicht alle Schönheit der Welt genießen zu können. Die Sinnlichkeit seiner reiferen Jahre, die frei ist von aller Naivetät der Jugend, drängt ihn zum Genuß und zum Auskosten jeder Stunde. Das Leben, das buntes, vielgestaltige, ist wie eine Geliebte: indem man ihm die ganze Liebeskraft seines Herzens weih't, überwindet man es. Buße weiß:

„Jeder Stunde gut zu sein,
Lebensfülle froh zu fassen
Und die Blicke wandern lassen
Weit in Luft und Welt hinein!“

(L. Jacobowski.)

Das ist die köstlichste Lebensweisheit. So giebt sich denn sein Herz jeder Fröhlichkeit, die sich ihm bietet, hin. Er ist ein Mann, der sich weder beim Mäd'el noch beim Wein die Freude vergällen läßt. Dafür geben seine übermütigen Becherlieder Zeugnis. Es ist ein Übermaß von Kraft, das sich in der Liebe, beim Wein und mit dem Schläger in der Hand austoben muß, soll's ihm nicht das Herz zersprengen. Sein Devise ist:

„Mein ist der Kampf — die Jugend — und die Kraft!“

Und doch ist ein Unterschied zwischen dem Dichter der „Bagabunden“ und dem zwanzigjährigen Sausewind, der unbekümmert seine jauchzenden Lieder in die Lüfte sang. Der rannte plan- und ziellos alle Straßen und Stege der Welt auf und ab, glücklich über die blitzende Sonne und die bunten Farben, in denen

die Welt lachte. Der reife Mann weiß, was er will. Und das adelt ihn. Der fröhliche Sinn und die Begeisterungsfähigkeit der Jugend einen sich in ihm mit einer klaren, gefesteten Weltanschauung. In seiner Seele lebt nicht nur ein starkes Gefühl für Schönheit, sondern auch für Größe. Drei seiner fünf Zeitgedichte sind Bismarck, dem gewaltigen, fast ins Übermenschliche gereckten Heros des deutschen Volkes geweiht. Es glüht eine jugendheiße und doch klare, von Liebe und Dankbarkeit getragene Begeisterung für den größten Helden des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Brust. Ein zornig Donnerwetter läßt er auf den Reichstag der Jahre 1893—1898, der Bismarck f. Zt. seine Huldigung und Ehre zum 80. Geburtstage versagt hat, herabregnen. Wohl stehen die Zeitgedichte den andern des Bandes an künstlerischem Wert nach. Die Tendenz trägt eine gewisse Reflexion hinein, die sich nie ganz in Gefühl auflösen läßt. Trotzdem aber sind sie uns lieb — wir mögen auf des Dichters politischem Standpunkte stehen oder nicht — als Zeugnisse eines tapferen, von Begeisterung durchglühten, alle Größe kniebeugend ehrenden Mannesherzens, das sich trotzig und unverzagt keinem Feinde ergiebt:

„Und dauert es ein Jahrhundert noch, Was wollt ihr euch wehren: Ich schlag' euch doch! Wenn ihr Mut habt, kommt her! Ich bin kein schmachsender Werther, Noch bin ich jung, noch lieb' ich die blitzenden Viel Feind' und viel Ehr!“	[Schwerver: Und so schlag' ich in Räten den trotzigem Zug, Und seid ihr zehntausend, ihr seid nicht genug! Mein' Waffen blitzen, und so steh' ich hier, Und der alte Herrgott steht auch bei mir. Ich fürchte keinen — wer thut mir Bescheid? — Nicht euch, Gefellen, nicht dich, o Zeit, — Viel Feind' und viel Ehr!“
--	---

Seine von frischer Sinnlichkeit erfüllte Seele, die aller Schönheit ihre Thore weit, weit geöffnet hält, weiß auch die intimsten Stimmungen der Natur mit feinsten Sinnen in sich zu saugen, mit ihnen und durch sie zu wachsen. Buße ist einer unserer feinsten gegenwärtig lebenden Stimmungskünstler. Er hat etwas vom Blute Storms in sich, ohne dessen Gewalt der Suggestion doch schon ganz erreicht zu haben. In dem Abschnitt „Von Lenz zu Herbst“ stehen einige der besten Gedichte seiner neuen Sammlung. Der Frühling bringt ihm mit dem schweren, schwülen Blütenduft neuen Rausch in sein erneutes Blut:

„Wie nun der Tag in sel'ger Klarheit steht Bei dieses Himmels wundervoller Bläue! O hüt' dein Herz! In solchem Frühling geht Auf irren Wegen selbst die Treue!	Geheime Mächte ziehn und irren dich, Wie eine Flamme loht die Luft der Erde, Heiß wird dein Herz und drängt und wendet Vom stillen Glück am eignen Herde.“ [sic
---	--

Ihm ist die selige Wechselwirkung zwischen dem Frühling in seinem eigenen Herzen, der hinaus in die Welt blüht, und dem Frühling um ihn, der ihm hell und lachend ins Herz hineinblüht, zum Bewußtsein gekommen. Erst macht ihn die berauschte Lust der „blauen, blühenden Tage“ toll und sein Herz läutet Jubelsturm; dann aber machen ihn Fülle und Gnade voll Demut und still, und stille sieht er „durch ein Gewirr von Zweigen ins goldne Licht.“ Diese starke, stille Stimmung hält auch zu anderer Zeit sein Herz fest. Ein wunderbarer goethescher Ton ist in dem „Schöne Nacht“ überschriebenen Gedichte, mit dem der Dichter einen stillen Zauber über unser Herz zu breiten weiß:

„Schöne Nacht, Gestirne wandeln Heilig über mir, Und des Tags bewegtes Handeln Stillt zum Traum sich hier.	Was ich sehne, was ich fühle, Ist nun doppelt mein, Ach, in deiner keuschen Kühle Wird es gut und rein!
---	--

Und so bringst du diese Erde,
Bringst mein Herz zur Ruh,
Daß es still und stiller werde,
Schöne Nacht, wie du!

Und wie von der Nacht, so läßt er sein Herz gern und willig auch von der Stille der vom blauen Band der Havel umgürteten weiten Havellandschaften einspinnen. In dieser Stimmung, da alles Brausen des Lebens aus seinem Blute ausgeschieden zu sein scheint, ist seine Seele auch der Furcht offen und den unheimlichen Gewalten der finstern Himmel und sternenlosen Nächte. Da fühlt er sich den unbekanntem, unwirklichen Mächten ringsumher wieder preisgegeben, und Entsetzen und Angst packen ihn:

Furcht.

Wie Rauch liegt's überm Flüsse — Nebel kriechen hin,
Das ist die Stunde der Eule, der grauen Gevatterin.
Weit aus verruinem Gemäuer, aus Wäldern kommt sie her —
O daß am finstern Himmel ein einzig Sternlein wär!

Unhörbar soll sie fliegen — ich hör' und seh' sie nicht,
Mir ist, die grauen Flügel streifen mein Angesicht.
Und die Nebel dampfen herüber — wann gehen sie über mich hin?
O daß ich den Menschen so ferne und Gott noch ferner bin!

Busses Lyrik hat an Klarheit und Einfachheit der Form gewonnen. Noch kann er mitunter sich nicht von der blendenden Rhetorik seiner Jugend befreien, die hinter tönenden Worten die Gefühle mehr versteckt, als sie durch sie offenbart. Aber in manchem seiner Gedichte entzückt — und wär's auch nur in einer Zeile — die ergreifende Schlichtheit und rührende Einfachheit des Volksliedes. Ja das „Mädchenlied“ und „Junsbrud“ sind wie Klänge aus einer Zeit, da unser Volk noch schönere Lieder sang als die modernen Gassenhauer.

Nur selten noch gehen die Füße seiner Seele zurück in die Gärten der alten Sehnsucht. Aber eine gesprungene Glocke tönt doch fort und fort in sektem Herzen nach mit wehem Ton. Den Ton tragen wir alle wohl in der Brust. Er verbindet die schrillen Dissonanzen unseres gegenwärtigen Lebens mit den süßen Melodien der Jugend und den feierlichen Harmonien der Ewigkeit: Es ist die Sehnsucht nach der Heimat und dem Glück der Jugend. Die Zeit, da wir noch unbewußt ganz Gefühl waren, da wir noch in der Welt ganz aufgingen, und die Welt in uns ganz noch unterging, da die Einheit der Welt uns noch nicht zerschlagen war durch den grausamen Zerstörer: Verstand — jene Zeit ist unser schmerzliches Glück und unsere unerfüllbare Sehnsucht. Für sie findet Busse oft ergreifende Töne. Die Erinnerung zaubert ihm alles seltsame, übermüthige Glück seiner Jugend wieder vor die Seele und treibt ihm eine wehmüthige Thräne in das sinnende Auge.

Mit allem Zauber ihrer Wälder, Felder und Menschen lebt aber die Heimat in den Prosaerzählungen des Dichters: „Die Schüler von Polajewo. Novellen aus Heimat und Kleinstadt.“ (Stuttgart 1901. J. G. Cotta) und „In der Grenzschenke.“ (Berlin W. 1901. Albert Goldschmidt.) So prächtig und plastisch auch die dörflichen Gestalten von der Posenschen Grenze im zweiten Buche herausgearbeitet sind, so stark auch der Erdgeruch der Heimat durch diese Erzählung weht, sie trägt doch die Zeichen der Jugend und Unfertigkeit noch zur Schau. Anders die „Schüler von Polajewo“. Das ist ein prächtiges, vor allem ein reifes Buch, in dem nicht nur der starke Heimatsinn des Dichters allein zur Gestaltung kommt. Das Milieu der Kleinstadt weiß er in echt künstlerischer Weise wiederzugeben. „Polajewo ist ein kleines Städtchen im Osten des Reiches . . . ein stilles Städtchen, das dunkle Wälder und fischreiche Seen begrenzen. Ihren besonderen Charakter erhält die Stadt durch Überreste polnischer Vergangenheit.“ Die Polen sind noch heute dort in der Mehrzahl, und kleine Reibereien bleiben nicht aus. Da erhielt das Städtchen nach dem deutsch-französischen Kriege ein Gymnasium. Da jeder Einwohner von diesem einen Vorteil zu ziehen hoffte, so waren die Schüler bald unbestrittene Herren und Herrscher von Polajewo. Bis es gar zu toll wurde und die Behörde der zügellosen Wildheit des Schülerlebens ein Ende bereite. Aber nicht diese fängt, wie der Verfasser selbst gesteht, das Buch ein: „Es führt lieber zu den stillen Kämpfen und Schicksalen jener Zeit, die der Knabe ahnend mit ansah und die dem Auge des Mannes sich erst ganz entschleierte. Die alten Schmerzen werden wach und die alte Liebe, in beides aber schlägt die große Uhr des Gymnasiums hinein und läutet die Glocke, die jeden Morgen und jeden Mittag zur Pflicht rief.“ Die erste und zugleich die beste Novelle des ganzen Bandes „Der Dieb“ erzählt die schlichte aber ergreifende Tragödie eines armen, kleinen Gymnasiasten, dessen Mutter tot und dessen Vater ein Säufer ist. Die Einfachheit der Darstellung erhöht die künstlerische Wirkung noch. Darin und in der feinen, bis ins Einzelne gehenden psychologischen Motivierung erinnert die Erzählung an die ergreifenden Wildenbruch'schen Kindergeschichten, die mit dieser Busseschen zusammen zu den besten dieser Gattung gehören. Ebenfalls eine stille Tragödie erzählt die fünfte der sechs Novellen: „Seine goldene Zukunft“. Es ist die Geschichte eines glänzend begabten Primaners, der, eine verschlossene, tief innerliche Natur, unter der Verkommenheit und Verumpthheit seines Vaters bitter leidet und von dem Verbrechen dieses Vaters schließlich in den Tod getrieben wird. Von eben solcher ergreifenden Wirkung wie die erste Erzählung ist die letzte: „Anna Elisabeth“. Heiße Liebe zum Geliebten und die brennende Liebe zum Leben ringen in erschütterndem Kampfe mit dem grausen Gespenste des Todes. Wir wissen nicht, wie dieser Kampf enden wird, aber wir ahnen den endlichen Sieg des Allbezwingers; und das steigert die Wirkung.

Der Erzähler Busse hält mit dem Lyriker gleichen Schritt in der Entwicklung. Ja, mir will's scheinen, als ob er ihn in der ersten und letzten Geschichte des eben besprochenen Bandes sogar überholt hätte. Doch: Dies ist gleich! Der Dichter und die Persönlichkeit Busses — im Grunde sind sie ja eins — sind seit

dem Erscheinen seines ersten Buches gewachsen und reifer geworden. Zu den Größten der deutschen Litteratur gehört er nicht; wohl aber ist er ein feiner Stimmungskünstler, der immer mehr Macht über die Herzen gewinnt. Das liegt zum größten Teile wohl mit daran, daß er darauf verzichtet, der Kunst neue Pfade zu suchen, und sich damit begnügt, der Masse des Volkes die Gefühle in Lied und Erzählung zu verdolmetschen, die in des Volkes eigener Seele jubeln und schluchzen. Die Großen bleiben einsam, weil sie auf den Höhen stehen und nach den Gipfeln klimmen. Die aber in den Thälern und Ebenen wohnen und wie die Lerchen des Himmels ihre Lieder singen, daß Jung und Alt und alle, die ein offenes und empfindungstiefes Herz haben, sich daran freuen können, denen blüht des Volkes Dank und Anerkennung.

Ein verschollener Dichter.

Von Frida Schanz. (Schluß.)

Fernere Proben aus Otto Kanfer's Gedichten.

Cypern.

Du Märcheninsel, welche Zeus erlesen
Als Hochaltar für Aphrodites Kult: —
Du predigtest der Liebe Zauberhuld
Erlösungsvoll in blütenreichen Thesen.
Niemals berann dein lustverzücktes Wesen
Die tempelschänderische Katapult, —
Nur korybantisch jubelnder Tumult
Durchbrauste diese heiligen Diokesen.
Die Taube brütete im Cisthusstrauch,
Am Altar loderten die Mastixspähne,
Wob sich des Himmels feierlicher Rauch.
Um deine Borde wusch mit lauer Thräne
Das ewige Meer, derweil im Morgenhauch
Hochkreisend zogen Flügel wilder Schwäne.

Da kam aus finstrem Land ein neuer Glaube,
Der schleuderte den Blitz ins Liebesfest,
Das Anathem auf dieses Inselnest
Der brütenden, geweihten Paphostaube.
Allwo berauscht vom Pupursaft der Traube
Die Lippe sich aufs Venusbild gepreßt,
Sah kaum ein Torso, kaum ein Säulenrest
Empor aus Wüstenei'n von Schutt und Staube.
Und sie, der Schönheit fleischgewordner Traum,
Die Liebesgöttin, die laut holder Sage
Hier form gewann aus weißem Meeresschaum: —
Sie ward zum Sterne. Zwischen Nacht und Tage
Im Dämmern taucht sie still am Himmelsaum
Herauf, — einsame Fackel stummer Klage!

Dann träumte Lüsignan. Sie rang sich lüftern,
Da sie ihn sah, vom Abendhimmel los
Und kam als Melusine, um im Schoß
Des finstern Ritters Seligkeit zu flüftern.
Behütet rings von pfadverlorenen Rüstern
Ging nächtelang auf feuchtem Waldesmoos
Ihr Stelldichein, — bis endlich ihr Gefos
Dämonische Gewalten überdüstern.

Doch ob in Groll und Thränen auch zerrann
Ihr Minnetum, — — es trug den hohen Samen,
Der sich das Eiland kühn zurückgewann,
Und der, auf Cypren, in des Meeresrahmen
Gefasste Königssommer spann,
Im Kreis von Rittern, Sängern, blonden Damen.

Flüchtiger Adelstraum! — Der grauen Dome
Erhabner Schutt, zerschmissnes Burggestein
Zerbröckeln bei gestürzten Säulenreihn
Antiker Tempel, leerer Hippodrome.
Verschüttet gleicherweis vom Seitenströme
Liegt fränkisches bei griechischem Gebein —
Und nächstlich irren durch die Wüstenei'n
Aus zweien Altern flagende Phantome.
Du holde Venusinsel, abgeblüht
Hat deine Götterära, im Gemäuer
Der Lüsignans gebietet Türk' und Scyth'!
Und nur in deinen Reben glimmt das Feuer
Der Göttin fort, nur deinen Wein durchglüht
Amoch der Geist begrabner Abenteuer.

Sybille.

Verlassen war ich. Trüb und immer trüber
Wob es dädalisch sich um Plan und Bahn.
Da flogst du heimlich vom Gebirg herüber
Mir an das Herz, du träumerischer Schwan.
Das gab ein Jubeln, traum, in beiden Herzen,
Allwo so Klostertrist es sonst bestellt,
Als sei von hundert frohen Weihnachtskerzen
Taghell beglänzt die fremde Menschenwelt.
Nun bist du fort! Dein letztes Tücherfächeln,
Schwermütig hielt's den Abend eingesommt,
Noch trägt die Nacht dein zärtlichstilles Lächeln
Und ist wie du, weichtatmend, goldenblond.
Selbst mein Gerümpel, meine Mönchskemmaten
Sind freundlicher, seit daß sie dich gesehn.
Die finstren Schelme, sollten sie verraten,
Daß sie fortan in deinem Traume stehn?

Der Sommer geht, die goldnen Tage rinnen
Langsam vorbei, das Laub wird feuerrot.
Aglei wie Martagon sind lange tot.
Die klugen Vögel sind auch längst von himmen.
Nur wir im öden Haus tiefmitternächtlich spinnen.
Das mächtige Geweb der Tagesnot
Mühselig fort; zerschellt ist unser Boot: —
Wir werden Ophirs Küste nie gewinnen.
O käm' das herbe Trauerspiel zur Ruh!
Verschwänden Leuchter, Pöbel, Tracht, Kulissen
Und lägen wir in einer Totentruh'!
Da thät ein Engelspaar uns stille Kissen
Unter die Häupter, deckte tief uns zu
Mit seiner Flügel ew'gen Finsternissen!

Provence.

Alpinen, schroff und wild, von Geisterlaune
Bizarr bis in den Himmel aufgetürmt,
Zerbroch'ne Zwingkafstelle, purpurbraune
Steinwüstenei'n, vom heißen Crau bestürmt!

Cactusgestrüpp mit rotem Finger hütet
Die Berge rings, hängt in's Geflüst hinein,
Und starres, wehversunk'nes Trauern brütet
Oedflammend vom verwilderten Gestein.

So bist du Wunderland, wo Lauten klangen,
Gewalt'ger Schlachtruf hundertfach gebraust,
Wo stolze Keger mit dem Himmel rangen,
Verbannte Priesterkönige gehaust!

Du Felsenhorst verscholl'ner Ritterminne!
Stolz, öde, traurig, schroff und sonnenbraun,
Verwirrst, berauschest du des Wandrers Sinne
Und bist ein Märchen, in den Stein gehau'n.

Hohengeroldseck.

Wie lange mocht' ich droben in den Trümmern
Dahingeseffen sein, mit öden Kimmern
Die Zeit verpassend, bis der Tag verging!
Noch eine Weile überm Thale hing
Der leise frühmondschimmer, wie ein vages
Verlaufnes Echo des gewesnen Tages —
Dann finsternis. — Da, horch im Dickicht geht
Plötzlich ein Reden auf: — Des Herrn Gebet,
Altälsisch klingts, im rauhen Idiom,
Das längst der strudelreiche Zeitenstrom
Vorbeigewälzt: — — — „O Vater, der du bist
Droben im Himmel, — — daß zu jeder Frist
Wie bei den Engeln, also auf der Erde
Dein Name sonderfehl geheiligt werde!
Dein Reich es komme, und vergieb, o Herr,
Uns unsre Schuld, wie seinem Schuldiger
Man auch vergiebt — Du wollest uns erlösen
Vom Uebel, Herr, aus der Gewalt des Bösen: —
Denn dein ist Reich und Kraft und Herrlichkeit
In Ewigkeit!“ — — — — —
— — — Es schwieg. Ich sucht' umher: —
Nirgends ein Mensch, Gesträuch und Trümmer leer.
Blos droben durch die Sterne zitternd schwirrte
Unstet ein stummer Blitz: es war, als irrte
Dort eine Seele, ruhlos und verloren,
Vor zugeworfnen Paradiesesthoren. — —
Vom Walde fuhr ein Frühwind kalt herauf,
Es dämmerte. — Verschauert brach ich auf.

Bei Ottmarsheim.

Aus nächtigen Himmelstiefen
Quillt düstre Glut, und bald
Vom Mondenaufgang triefen
Gebüsch und Ulmenwald.

Wie Nibelungensärge
In einem öden Dom,
Erheben sich die Berge;
Nachmetten rauscht der Strom.

Es wird so hell, als schleiche
Vom Sternenchor umkreist
Durch mitternächliche Reiche
Des toten Tages Geist.

Kein Laut in lichter Runde —
Blos Traumesslüsterei —
Manchmal im Waldesgrunde
Verlorner Eulenschrei.

Bis fahl in blaue Fernen
Sich Tagesahnung mischt
Und mit Orions Sternen
Die Nacht gemach verlischt.

Wiedersehen.

Ich sah dich wieder. Wie im Traum belauschte
Ich deine Stimme, die voll Zärtlichkeit
So lange mir das wilde Herz berauschte
In weitverscholl'ner, gold'ner Knabenzeit.

Du wunderholdes Lieb', das sind noch immer
Die Augen, meertief, träumerisch, — das sind
Die Locken noch mit ihrem schwarzen Schimmer!
Welch süßes Weib ward aus dem Nachbarfind!

Und lächelnd gingst du, langsam, mir vorüber,
An deiner Hand ein fröhlich' Kinderpaar, —
Kaum wußtest du, daß still ein fremder, trüber,
Verlass'ner Mann am Weg gestanden war.

Ich aber sah dir nach, bis du verschwunden.
Einsam und dunkel war's: da kniet' ich hin,
Und daß ich dich im Mutterglück gefunden,
Sprach ich zu Gott, und daß ich elend bin.

Über die dramatischen Bearbeitungen der Sage von Don Juan.

Von Hans Eschelbach.

Drei gewaltige Sagen gestalten sind es, die seit Jahrhunderten die Schöpfungskraft großer Dichter und die Schulweisheit kleiner Dichtertlinge herausforderten, sich an ihnen zu versuchen: Faust, der germanische Geistesheld, Don Juan, der romanische Genuß- und Thatmensch, und Ahasver, der unsterbliche, internationale Träger pessimistischer Ideen.

In höchst origineller Auffassung bringt Prinz Emil zu Schönaich-Carolath Ahasver, Faust und Don Juan mit der Göttin Venus in seiner Dichtung „Don Juans Tod“ in Verbindung. Don Juan erzählt seine Herkunft:

„Es zeugte mich in Dualen Ahasver,
Irrend ohn' Raft durch Länder, unbekannte,
Sah er ein Weib. Sie schritt im Sommerwind
Am Rain der Felder, stolz, ein Götterkind;
Staub zog am Weg, Gewittersonne brannte.“

Es ist die Göttin Venus, die holde Lesbierin, die Christenzorn aus ihrem Reich vertrieben, und die nun mit unerfüllten Träumen in den Götteraugen über die Erde irrt. Ahasver überwältigt die Göttin.

„Sie selbst auf irrem Wanderzug gebar,
Als es die Zeit, ein starkes Zwillingpaar,
Das ward von ihr, im Kampf mit Weh und Hassen,
An eines Grabens braunem Rand gelassen.
Ein Wandersmann, des Sauntier Waren trug,
In Linnen mild die früh Verwaisten schlug
Und nahm sie mit sich für ein Gottvergelt.
Bald zogen sie, zwei Herrscher, in die Welt.
Das Priestertum der Lust, des Sangs, der Dirnen
Schuf Don Juan, sein Zwillingbruder Faust
Als Fürst weltferner Hochgedanken haust
In deutschen Herzen, deutschen Dichterstimen.“

Mit anderen Worten: Die jüdisch-christliche Kultur, vertreten durch Ahasver, verbindet sich mit hellenistischem, antikem Geiste, und dieser Verbindung entspringen die Zwillingsgestalten von Don Juan und Faust.

Die innere Verwandtschaft der Sagen von Ahasver, Don Juan und Faust deutet Berthold Auerbach an, wenn er bei Besprechung des Weltsehmerz dichters Lenau, der ja die drei Sagen dichterisch behandelte, ausführt: „Entsprechend seinem dreifachen Grund-

wesen sind es vornehmlich drei Gegenstände, die der Weltsehmerz, sobald er zu objektiven Stoffen greift, sich auswählt und bald mit anderen Namen, bald mit anderem Colorit variiert: Faust, die metaphysische, Ahasver, die weltgeschichtliche, und Don Juan, die soziale Dissonanz.“

Wenn nun auch eine Verwandtschaft der drei Sagen gestalten besteht, so ist ihre Zusammengehörigkeit doch nicht eine so enge; denn wenn wir in Faust zunächst das übermenschliche Streben nach Erkenntnis, in Don Juan das nach Genuß verkörpert sehen, so wäre entsprechend den drei psychologischen Grundfunktionen des Denkens, Fühlens und Wollens die dritte hierher gehörige Gestalt ein Titan von übermenschlichem Willen, eine Figur, die in der Sage bisher keinen Vertreter gefunden hat, die aber dichterisch durch den göttlichen Prometheus dargestellt wird. Ahasver ist kein Vertreter übermenschlichen Wollens; durch göttlichen Fluch aus der menschlichen Sphäre herausgerissen, sehnt er sich nach Menschlichkeit und dem damit verbundenen, erlösenden Tode, während Faust und Don Juan trotzig über die der Menschheit gesetzten Schranken hinausgreifen möchten. Im Don Juan und Faust sollte die sinnliche und übersinnliche Seite der Menschennatur in ihrem Extrem zur Erscheinung kommen. Der an der Erde haftende Materialismus heißt Don Juan; der in die Wolken fliegende Idealismus heißt Faust. Hier epikuräische Leichtblütigkeit und Genußgier, die aber in der Grenze der menschlichen Lebenskraft das mühevindliche Hindernis für ihr ausschweifendes Streben findet, — dort ein die Geheimnisse des Weltendaseins durchgrübelnder Verstand, der bis an die Pforten der Unendlichkeit vorstürmt, aber an der Begrenztheit der menschlichen Erkenntnis kraft rettungslos scheitert.

Gemeinsam ist den drei Sagen gestalten ihr Hinaustragen über das gewöhnliche Menschentum, — sei es nun wie bei Faust oder bei Don Juan ein gewolltes oder wie bei Ahasver ein unfreiwilliges, — sowie der tragisch-pessimistische Zug, der durch die Sagen und Dichtungen geht; hier: Unmöglich oder frevelhaft ist unbegrenztes Streben nach Erkenntnis oder Genuß, da: Das menschliche Dasein, insbesondere das ins Unendliche verlängerte, ist ein ermüdendes, quälendes Einerlei, dem gegenüber der Tod nur als Erlösung betrachtet werden kann.

Seine erste künstlerische Form nahm Don Juan, der Vertreter der Sinnlichkeit und Rebellion, in Spanien an, weshalb man ihn den Faust des Südens genannt hat. In seinem überschäumenden Lebensdrange ist Don Juan das Sinnbild menschlichen Stolzes, ist selbst in seinen Lastern groß und hat in seinem unverbesserlichen, unbändigen Charakter etwas von den berühmten Rebellen des Altertums und der Mythologie, vom Troz der Giganten, die den Olymp erkletterten, vom Prometheus, der das Feuer vom Himmel stahl, und vom Adam der Genesis, der nach der verbotenen Frucht griff. Mit Mantel und Degen als der klassische Vertreter der spanischen Degen- und Mantelstücke von einem Liebesabenteuer zum andern eilend, ist er der schmucke Galan und tapfere Ritter, der in maßlosem Stolz sich über alle erhaben dünkt, Gesetz und Moral verachtet, nur seiner Laune fröhnt, vor keiner Gefahr zurückschreckt, mit dem Degen in der Faust selbst Gespenstern entgegentritt und, obgleich er an übernatürliche Mächte glaubt, Himmel und Erde herausfordert.

„Seit drei Jahrhunderten strahlt die Schöpfung des spanischen Dichters Tirso de Molina, das von mystisch-religiösem Hauch durchwehte Drama „El Burlador de Sevilla y Convidado de piedra“ (der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast) in unvergänglicher Glanz, und der phantastische Don Juan Tenorio, der selbst auf Reichensteinen keine Beleidigung seiner Ehre duldet und Tote zu Gast lädt, beherrscht noch immer die Gemüter, zieht Dichter und Künstler an und giebt den Kritikern Rätsel auf. Wie ein

Diamant, der sich in unzähligen Strahlen bricht, tritt uns der Burlador de Sevilla in vielen Neuschöpfungen entgegen, in denen der Typus des Don Juan, welchen Tirso im Drama, Mozart in der Musik für alle Zeiten lebensvoll zu zeichnen gewußt, und dem Zorrilla seinen lyrischen Schwung verliehen, bei den verschiedenen Völkern verschieden sich zeigt.

Die Spanier haben immer in ihrem Don Juan, der großartigsten Figur des spanischen Theaters, ihr eigenes Bild oder wenigstens einen Teil ihrer Physiognomie gesehen; sie nehmen ihn für sich in Anspruch als das Symbol ihrer Rasse, als die Synthese einer ganzen Epoche, als das Spiegelbild der weltfrohen, ungestümen, kraftbewußten und unabhängigen spanischen Jugend, als den Helden, den ihr Herz und ihre Phantasie schön findet und der volkstümlich werden mußte in einer Zeit großer Leidenschaften, in der mit der Unwissenheit und dem Fanatismus der Respekt vor der Gewalt und die Vorliebe für das Wunderbare wuchs, und in der die Moral und die Religion des Volkes darin bestand, auf Erden der Strafe zu entgehen und einen Anwalt im Himmel zu haben.“ (Fastenrath.)

Der Burlador de Sevilla ist im Grunde ein echt „moralisches“ Drama und der dritte Akt mit den erhabenen Szenen des Gastmahls ein Meisterwerk; der Held selbst aber ist eine echt spanische Schöpfung, genial wie der Don Quichote.

Don Juan Tenorio, der Verführer von Sevilla, begann um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts als der ewige Jude der Weltliteratur seine Wanderungen und zwar zunächst nach Italien. Dnorfio Giliberto aus Solofra ließ 1652 in Neapel einen *Convitato di pietra*, *rappresentazione* in Prosa drucken, dem ein anderer *Convitato* von Cicognini in Prosa bald folgte, in dem das komische Element bereits so stark vorherrschte, daß das grandiose Drama des Tirso jetzt unter den Händen improvisierender Schauspieler zur Harlequinade wurde. 1678 erschien eine *opera tragica* in Prosa von dem Palermitaner Andrea Perrucci.

In Frankreich schrieben Dorimond und de Villiers einen Don Juan in Versen. Die Tragikomödie des Schauspielers Dorimond „*Le Festin de Pierre ou le Fils Criminel*“ wurde 1658 in Lyon aufgeführt. In der fünfaktigen Komödie Molières „*Le Festin de Pierre*“, die am 15. Februar 1665 in Paris zum ersten Male aufgeführt wurde, fehlt dem Helden die spanische Seele, der ritterliche spanische Don Juan ist zu einem Tartuffe geworden. „Um das Wunder der Natur zu rechtfertigen, muß Don Juan eine großartige, nach gewöhnlichen Begriffen fast unwahrscheinliche Gestalt sein, ein so satanischer Held, daß zu seiner Züchtigung die Menschen nicht genügen und die göttliche Allmacht dazwischen treten muß, die zu diesem Zwecke die Naturgesetze umstößt. Während der Held Molières wahrscheinlicher ist als der des Tirso, ist bei Tirso die Schlußkatastrophe logisch, würdig und ästhetisch wahrscheinlich; bei Molière nicht. Sein Don Juan verdient nicht durch ein Wunder zu sterben, sondern auf den Galeeren oder durch eine tüchtige Tracht Prügel.“ (D. J. Valera). Der jüngere Corneille kleidete Molières *Festin* nach dem Tode des Dichters in Alexandriner. Im folgenden Jahrhundert erschien Don Juan in Frankreich als Oper.

Das englische Theater hatte seinen Don Juan 1676 in der Tragödie „*The libertine*“ von Thomas Shadwell. In Holland tritt der Repräsentant des sinnlichen Egoismus erst 1699 in der Komödie von Adrian Reys auf, einer Nachahmung von Molières Don Juan unter dem Titel: „*De maeltijd van Don Pedroos geest of de gestrafte vrijeest*.“

In Deutschland finden wir eine Übersetzung von Molières Don Juan 1690 auf dem Theater in Torgau. 1716 wurde in Wien von Prehauser eine Don Juan-Komödie

dargestellt, und die Neubnerin hatte 1735 das Drama „*Schrecken im Spiegel ruchloser Jugend oder das lehrreiche Toten-Gastmahl des Don Petro*“ in ihrem Repertoire, und noch von 1783 bis 1823 genoß im Leopoldstädter Theater zu Wien die vom Direktor und Komiker Karl Morinelli nach Molière bearbeitete Komödie besondere Gunst.

In Spanien wurde 1744 in Madrid die *comedia famosa* von Don Antonio de Zamora gedruckt, der den typischen Charakter des Burlador gefälscht und verkleinert hatte.

Der realistische italienische Dichter Carlo Goldoni schrieb das Drama „*Don Giovanni Tenorio*“, das 1736 in Venedig aufgeführt wurde.

Die älteste Oper, die den König im Reiche der irdischen Women zum Gegenstande hat, wurde 1713 in Paris unter dem Titel „*Le Festin de Pierre*“ von Le Tellier aufgeführt. Die erste italienische Don Juan-Oper ist wahrscheinlich die 1734 in Brünn aufgeführte „*La pravita castigata*.“

1760 oder 61 komponierte Gluck ein Ballet „*Don Juan oder das steinerne Gastmahl*.“ Vincenzo Nighini's Oper „*Il convitato di pietra*“ wurde 1776 in Prag aufgeführt und in Venedig 1784 die des Giovacchino Albertini. 1787 traten verschiedene italienische Don Juan-Opern ans Licht. Die beste war die von Gazzaniga, die sich selbst noch einige Jahre neben Mozarts Meisterwerk zu behaupten vermochte. „Ohne den *Convitato* des Gazzaniga“ schreibt Forinelli, „können wir uns den Don Giovanni von Da Ponte und Mozart nicht vorstellen.“

Am Abend des 29. Oktober 1787 ging in Prag die Oper der Opern, der Don Giovanni von Mozart in Szene. Die ersten Übersetzer von Da Pontes italienischem Textbuch verfielen ihrer Deutschümelei halber der Lächerlichkeit. Neefe in Bonn, der Lehrer Beethovens, bei dem der Meister der Töne im kurfürstlichen Theater in Bonn die Bratsche spielte und dessen Lied „*Was frag' ich viel nach Geld und Gut*“ heute noch lebendig ist, gab seiner Übersetzung den Titel: „*Der bestrafte Wollüstling oder der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht*.“ Aus Don Giovanni wird ein Hans von Schwänkerich, aus Leporello Ficksack, aus Masetto und Zerlina Jürgen und Röschen.

In den jüngsten Tagen ist in Deutschland die symphonische Dichtung Don Juan von Richard Strauß bekannt geworden.

In unserer Zeit hat man dem südländischen Faust ein Gretchen an die Seite gesetzt, das ihn erlöst. Wie Lessing den Faust errettet, der nach der Sage der ewigen Verdammnis anheimfällt, haben Espronceda und Zorrilla in romantischer Verehrung des Edelsinnes der Frau dem Don Juan die Erlösung durch ein Weib zugebracht, das ein Opfer seiner Liebe war.

Da jeder Don Juan als Faust endet und jeder Faust als Don Juan, wie Hebbel in seinen Tagebüchern meint, so kamen deutsche Dichter auf den Gedanken, die beiden Titanen Faust und Don Juan als die beiden Repräsentanten ewiger menschlicher Bestrebungen mit einander zu verschmelzen, so 1809 Nicolaus Vogt in seinem Gemisch von Oper, Drama und Ballet „*Der Färberhof oder die Buchdruckerei in Mainz*“ und dann 1828 Chr. D. Grabbe, der an seinem Kraftüberschuß zu Grunde ging, in seinem Drama „*Don Juan und Faust*“, dem wertvollsten seiner Werke, das den Sensualisten Don Juan und den Spiritualisten Faust in Rom zusammenführt.

Noch zu erwähnen sind Carl von Holteis „*Don Juan*, dramatische Phantasie in 7 Akten“, Paris 1834, Theodor Creizenachs *Don Juan*, Mannheim 1839, Don Juan von Wiese, 1840, von Braunthal 1842.

In dem 1851 von Anastasius Grün herausgegebenen dichterischen Nachlaß von Nicolaus Lenau befindet sich das Fragment des dramatischen Gedichtes „*Don Juan*“, geniale Szenen voll Leben und Schwung.

1850 erschien der Don Juan von Hörnigt, 1858 der von A. Widmann, 1881 das zweiaktige Drama „Don Juans letztes Abenteuer“ von Alfred Friedmann, 1881 das lyrische Trauerspiel „Don Juan Tenorio“ von Julius Hart, 1883 das Trauerspiel „Don Juans Ende“ von Paul Heyse.

In Kopenhagen trat Heiberg 1814 mit der dänischen Bearbeitung des „Festin“ von Molière hervor, ferner schrieb der Däne C. Hauch eine Tragödie Don Juan, und in Schweden wirbelte das Drama Ramiro Marinesco, das den romantischen Dichter Almqvist zum Verfasser hat, 1854 viel Staub auf.

Den Don Juan des Russen Puschkin, der dem Komponisten Dargomijski den Stoff zu der Oper „Der steinerne Gast“ gab, hat Bodenstedt übersetzt, während Katharina Parlow den Don Juan des Alex. Konstantinowic Tolstoi verdeutschte.

Alfred de Musset schildert sich selbst in einer Scene, die er „Une matinée de Don Juan“ nennt. Alexander Dumas schrieb sein phantastisches Drama „Don Juan de Marana“ 1836; sein Held ist finsterner als der des Molière und schöner als der des Zamora.

Gehen wir zu den spanischen Don Juan-Dichtungen dieses Jahrhunderts über! Merkwürdigerweise finden wir den Helden der spanischen Sorge hier viel öfter episch verwendet, als dramatisch, so von Espronceda, Manuel Fernandez y Gonzales, Antonio Hurtado, Romón de Campoamor, Manuel Cano y Cuerto u. s. w.

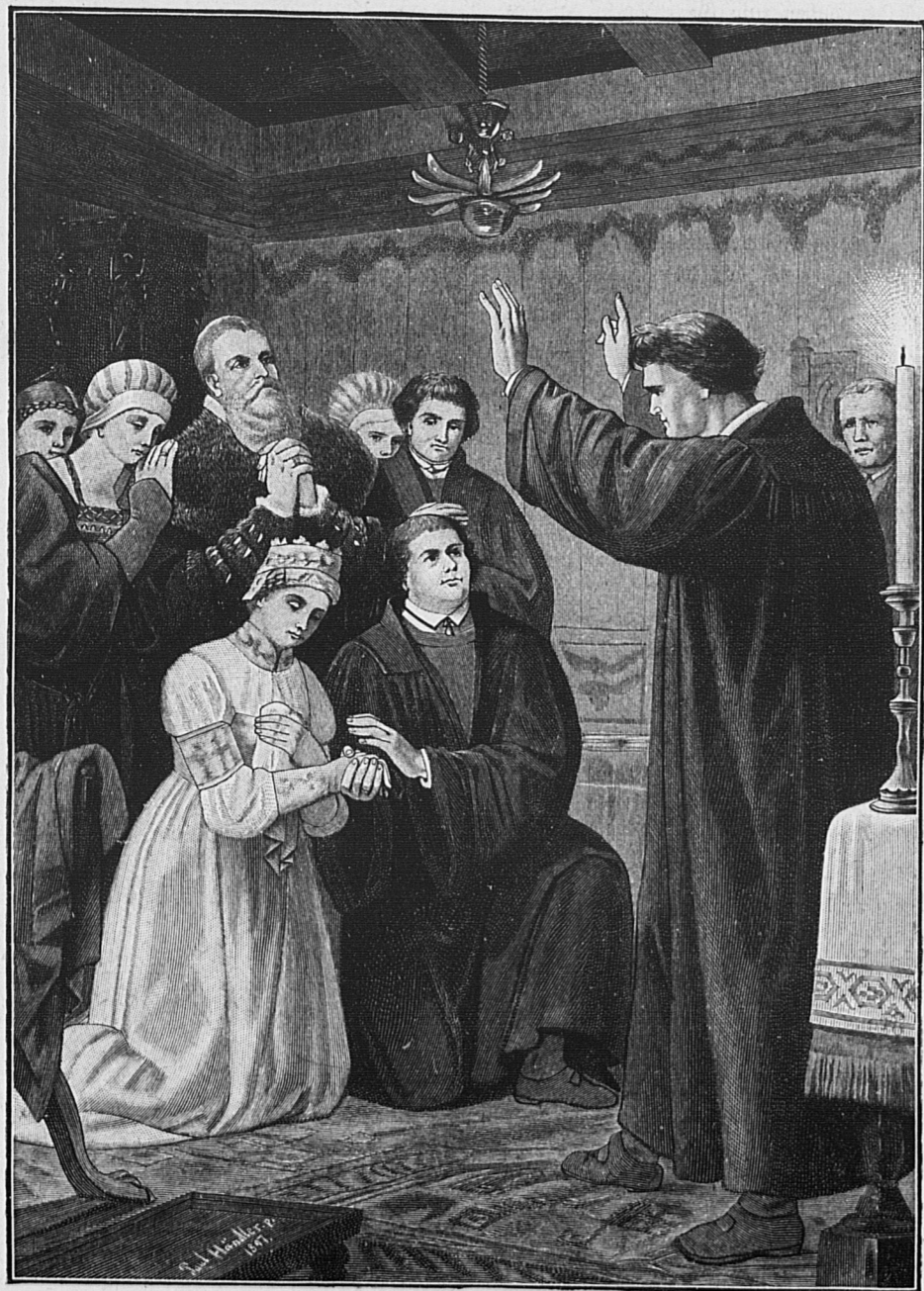
Erst dem berühmten Don José Zorrilla war es vorbehalten, 1844 in Madrid dem dramatischen Don Juan eine endgültige Prägung in „Don Juan Tenorio“ zu geben, ähnlich wie Goethe dem Faust. Das Drama wurde nach der Aussage des unglücklichen Dichters sein Adelstitel und Armenpatent. Don Juan Tenorio, dem Zorrilla eine religiöse Färbung verliehen, wie Dumas seinem Marana, bleibt das volkstümlichste Werk Zorrillas, das alle seine anderen Werke unterdrückt hat. Das spanische Volk hat dem Werke Zorrillas eine religiöse Weihe gegeben, da jedes Jahr vom 1. November ab an 14 Abenden das Stück in allen Theatern Spaniens aufgeführt wird. Die Charaktere des Dramas sind national; jeder Spanier glaubt ein Tenorio und jede Spanierin eine Dona Ines sein zu können. Abgesehen von dem Strom jugendlicher Poesie, den Zorrilla über sein Drama ergossen, liegt etwas Mächtiges darin, das es vor dem Wechsel des Geschmacks und dem Wandel der Generationen schützt. „Wir sind von unserer Kindheit her an den Tenorio wie an ein Mitglied unserer Familie gewöhnt. Seine Phrasen sind für uns ein Katechismusspruch unserer Jugend geworden. Wer aber zum ersten Mal den Tenorio genießt, der wird in ihm nicht ein Drama im engen Sinne des Wortes sehen, sondern eine lyrische Dichtung, spanisch und echt wie kaum eine andere unserer Pitteratur. Unter allen Verkörperungen des Don Juan, wenn sie auch das Werk universeller Geister sein mögen, reicht keine an die unseres Zorrilla. Der seine ist der endgültige und unantastbare Don Juan“, sagt der berühmte spanische Dramatiker Eugenio Sellés. „Die Novize Dona Ines ist eine poetische Figur von unübertrefflicher Schönheit.“

Als der geniale Jüngling Zorrilla am Abend des 15. Februar 1837 zitternd und bleich, mit wohlklingender Stimme, vor dem Sarge des gefürchteten Satirikers Gurra auf dem Friedhof Puerta de Fuencarrel sein Gedicht auf den Toten vortrug, das ihn mit einem Mal berühmt machte, ahnte das spanische Volk kaum, welche herrliche Gabe es noch von diesem Dichter zu erwarten habe. Die Stadt seiner schönsten Dichterträume, die Stadt der Alhambra, krönte ihn später im Palast Kaiser Karls V. zum Poeten mit einer aus dem Gold des Darroflusses stammenden Krone. Sein unsterbliches Werk aber, das den Verlegern und Theaterdirektoren Millionen einbrachte, hatte der Dichter für ein Stück

Brot verkauft, als es noch kein Gesetz über litterarisches Eigentum gab. Der Schöpfer des Don Juan Tenorio, der in seinen alten Tagen auf die Wohlthätigkeit reicher Leute angewiesen war, starb so arm, daß ihm ein Zeitgenosse nachrufen konnte: „Wir fürchten sogar, daß das Grab, in welchem er ruht, eines Tages verpfändet wird!“ Zorrilla selbst aber hatte einst von sich das stolze Wort gesagt:

O Ruhm und Stolz, ich will Euch stets erheben
In meinem Herzen einen Tempel hehr:
Was liegt daran, dem Bettler gleich zu leben,
Wenn man wie Pindar stirbt und wie Homer?

Johannes Fastenrath, der durch seine mustergültigen Übertragungen aus dem Spanischen und Catalanischen sowie durch seine Werke in spanischer Sprache sich große Verdienste um den Austausch deutscher und spanischer Dichtungen erworben, hat auch den Don Juan Tenorio des Zorrilla in der Form des Originals (Carl Reißners Verlag, Dresden) übersetzt und ihm den Weg über die deutschen Bühnen geebnet. Schon ist sein Werk mit lebhaftem Erfolge in Zürich, Prag und Köln aufgeführt worden, und namentlich der Beifall, den es bei Litteraturfreunden fand, wird ihm noch Platz auf vielen deutschen Bühnen verschaffen. In einer Zeit, wo zum Schaden deutscher Kunstwerke Übersetzungen aller möglichen französischen Unsitzenstücke auf der Bühne sich breit machen, wäre es eine ehrenwertere und dankbarere Aufgabe deutscher Bühnenleiter, ihrem Publikum in formvollendeter Übersetzung die Lieblingserschöpfung der spanischen Litteratur, den Don Juan Tenorio des Zorrilla, vorzuführen.



Luthers Trauung. (Siehe „Neue Bücher“.)

Neue Bücher.

Die Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion bringt auf den diesjährigen Weihnachtsmarkt vier prächtige Kunstblätter, die wir unsern Lesern gern aufs wärmste empfehlen. Dieselben haben zum Gegenstande Luthers Trauung, Luther und Käthe, Luther und seine Tischgenossen, Luther im Garten; sie sind in Heliogravüre nach Professor Händler in Bildgröße und Kartongröße ausgeführt und kosten pro Blatt 4 Mark. Wir sind in der angenehmen Lage, unseren Lesern eine Probe vorführen zu können, und hoffen, daß manches Haus zum Weihnachtsfeste von diesen schönen Bildern Gebrauch machen wird.

Carl Hülter, Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. 298 S. eleg. geb. 3 M., Essen, G. D. Baedeker.

Dieses Sammelwerk soll den Beweis erbringen, daß Westfalen nicht arm an wirklichen Dichtern ist, daß das „reiche Westfalen“ auch auf dem Gebiete der Kunst mit den übrigen Provinzen Deutschlands wetteifern kann. Der Herausgeber hätte diesen Beweis noch viel besser erbracht, wenn er sein Prinzip, nur das wirklich Schöne und Gute aufzunehmen, strenger befolgt hätte; denn es hat mancher Beitrag in Vers und Prosa Aufnahme gefunden, der in einem Ehrenkranz westfälischer Dichtkunst keinen Platz verdient. Das Buch enthält aber soviel Gutes, ja Vortreffliches, daß ich geneigt bin, diese Mängel zu übersehen. Außer einem als Einleitung gedachten Aufsätze des Herausgebers über „Das Schrifttum der roten Erde“ bringt der Sammelband Gedichte, Skizzen, Erzählungen und kulturhistorische Aufsätze in hunderter Reihe. Beiträge in hochdeutscher Sprache wechseln mit solchen im Dialekt, und hierin erblicke ich einen Vorzug, zumal Westfalen Dialektdichter von großer Eigenart und starker Begabung aufzuweisen hat; ich nenne nur Ferdinand Krüger und Minna Schrader, die beide vortreffliche Erzählungen beisteuerten. Jacob Loewenberg ist mit einer Reihe guter Gedichte vertreten und einigen Skizzen, die seine Eigenart gut erkennen lassen, Peter Hille mit leider wenig charakteristischen Aphorismen und einem guten Gedicht, Fritz Stöber und Minna Schmidt-Idar mit stimmungsvollen Heidegedichten. Hermann Hartmann bietet einige kulturhistorische Bilder, Karl Prümer eine gründliche Arbeit über „Die Industrie im westfälisch-märkischen Industriebezirke“. Von den Lyrikern, die in dem Abschnitt „Im Heimatwalde“ mit Gedichten vertreten sind, verdienen Uhlmann-Birterheide, Carl Hülter, Hugo C. Jüngst und Heinrich Goeres noch besonders erwähnt zu werden. Ich wünsche dem geschmackvoll ausgestatteten, in Anbetracht der Fülle des Gebotenen wirklich billigen Buche die Verbreitung, die es verdient.

Ferlohn.

Ludwig Schröder.

Gedichte von Albert Noffhac. Mit Zeichnungen und Original-Lithographien von Franz Hein. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender. Preis gebunden 4 Mark. —

Wer ist Albert Noffhac? Franz Brümmer erzählt in seinem Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisisten des neunzehnten Jahrhunderts (Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig) kurz den Lebenslauf des Dichters, der am 9. Oktober 1837 in Barmen geboren wurde und jetzt, nach einem arbeitsvollen Leben in der richterlichen und später der Verwaltungskarriere im Reichslande Elsaß-Lothringen, als Kaiserlicher Geheimer Regierungsrat zu Karlsruhe im Ruhestande lebt. Noffhac trat litterarisch hervor mit zwei kleinen epischen Dichtungen, die 1866 bei F. A. Brockhaus erschienen, jetzt aber wohl kaum noch zu haben sind. Die poetischen Anfänge Albert Noffhacs erfolgten unabhängig von der litterarischen Bewegung im Wupperthal; der Dichter schloß sich auch der dortigen Dichtervereinigung nicht an. In seiner jetzt vorliegenden Gedichtsammlung ist auch keine

innere Beziehung zu den Dichtern des Wuppertales zu entdecken; Koffhach hat sich vielmehr ganz selbständig entwickelt und zeigt sich in seinen Gedichten als eine Persönlichkeit von großer Eigenart. In unseren Tagen, wo junge Dichter einen Band Lyrik nach dem andern veröffentlichen, noch ehe sie es zu einer eigenen Auffassung des Lebens, der Welt gebracht haben können, berührt es ganz seltsam, einem Manne zu begegnen, der es mit der lyrischen Dichtkunst so ernst nimmt wie Koffhach, dessen „Gedichte“ keine hastig, unkritisch zusammengeraffte Sammlung von Liedern und Gedichten sind, wie sie Hinz und Kunz in stimmungsvoller Stunde auch wohl niederschreiben können, in dessen Buche vielmehr ein ganzer Mann vor uns tritt: ausgereift, gedankenreich, ein Meister der Form, ein begeisterter Priester des Wahren und Schönen. Seine Verse sind von wunderbarem Wohlklang; die Form schließt sich in den meisten Gedichten dem Gedankeninhalt an, und das ist ein Zeichen ernster Arbeit, so leicht und angenehm sich auch gerade solche Stücke lesen. Prächtige Beispiele sind die „Ballade vom Reiter“ und „der Vorhang“, die leider zu umfangreich sind, um sie hier einschalten zu können. Diese und noch viele andere Dichtungen der Sammlung ertragen wiederholte Lektüre, ja, verlangen sie geradezu. Immer neue Schönheiten habe ich entdeckt, so oft ich den Band zur Hand nahm, aus dem ein Mann von ungewöhnlichem Geiste und feinem Formverständnis zu mir sprach. In dichterischer Verkörperung giebt Albert Koffhach Beobachtungen, Erkenntnisse, Selbstbetrachtungen und Stimmungen aus verschiedenen Lebensperioden; aber allen Gedichten, den von jugendlicherem Geiste erfüllten wie den reiferen Schöpfungen, ist ein hoher Gedankeninhalt gemeinsam. Niemand wird die Sammlung ohne starke Anregung aus der Hand legen. Noch ein kurzes Wort möchte ich der Ausstattung des Bandes widmen, die in ihrer schlichten Schönheit einem geläuterten Geschmack entspricht. Einband und Vorzugsblatt sind nach Zeichnungen von Franz Hein, dem Vorstand des Karlsruher Künstlerbundes, hergestellt. Der bedeutende Künstler, dem Joseph Folnesics in der Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“ (III. Jahrgang, 1900, Heft 11) eine geistvolle Studie widmete, dessen Schöpfung „Nixe im Goldfischteich“, eine vierfarbige Original-Lithographie der Kunstdruckerei Künstlerbund in Karlsruhe, das Maiheft der Monatschrift „Die Rheinlande“ schmückte, lieferte auch den übrigen Buchschmuck für Koffhachs „Gedichte“. Joseph Folnesics sagt a. a. O. von Franz Hein: „Er ist unter den Karlsruhern entschieden der phantastische Romantiker. Ein Schwärmer nicht im Sinne der älteren Schule, sondern im Sinne Richard Wagners, der in der Verbindung der Romantik mit moderner Weltanschauung die Brücke zum Herzen der Gegenwart fand.“ Seine Blätter zu Albert Koffhachs Gedichten, farbige Original-Lithographien, reihen sich den vorzüglichsten Leistungen moderner deutscher Illustrationskunst an; von besonderer Schönheit sind die Illustrationen zu dem Gedichte „Ein Priester“ und zur „Ballade vom Reiter“, sowie das Titelbild zur ersten Abteilung. Die prächtige äußere Ausstattung macht die Sammlung auch zu einer empfehlenswerten Gabe für Bücherfreunde.

Iserlohn.

Ludwig Schröder.

Otto Klein, Allerlei Ernstes und Heiteres. 138 S., geh. 2 M., geb. 3 M. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler.

Otto Klein hebt in seinem Vorwort hervor, daß seine Erzählungen durchaus nichts Modernes hätten, daß man insbesondere in seinem Buche vergeblich nach Gedankenstrichen und Punktreihen suchen werde. Darin hat er vollkommen recht; aber leider sucht man in dem Buche vergebens auch nach anderen Dingen, die man nicht gern entbehrt. Wir verlangen nicht von jedem Erzähler, daß er die Sprache meisterhaft beherrsche und tiefe, geistreiche Gedanken herauffördere; wir sind schon zufrieden, wenn uns eine angenehme,

herzerfreuende Unterhaltung geboten wird. Die Sachen müssen nur nicht allzu harmlos und inhaltlos oder gar anekdotenhaft sein, wie die meisten der fünfzehn in diesem Bändchen vereinigten Stücke. Die allermeisten kann man getrost entbehren, denn sie gehören entweder nicht in das Buch hinein, wie die vorletzte, die eine vergleichende Studie zwischen Menschen- und Tierleben enthält, oder sie sind so altbacken und interesselos, daß es schade um die aufgewendete Zeit des Lesers ist. Um so verwunderlicher ist es, daß die beiden ersten Stücke fast eine Meisterhand verraten, die zu großen Erwartungen berechtigt. Namentlich die erste Skizze ist ein wahres Kabinetsstück von frischer Anschaulichkeit, scharfer Beobachtung und packender Darstellung. Es ist mir rätselhaft, wie dieses und auch das zweite Stück, obgleich dasselbe schon große Schwächen aufweist, von demselben Manne geschrieben sein kann, der die folgenden nichtsagenden Stücke in die Welt zu setzen den Mut hatte. Ich kann das Rätsel nicht lösen.

Theo Malade, Geschichten von der Scholle. 148 S., geh. 1,80 M., geb. 2,60 M. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler.

Schon der Titel zeigt uns, daß wir es hier mit einem Erzeugnisse der Heimatkunst zu thun haben. Diesmal ist Pommern der Schauplatz, und wir wollen gern zugestehen, daß es dem Verfasser vorzüglich gelungen ist, das trostige Bauerngeschlecht Pommerns in erschöpfenden und charakteristischen Zügen zu malen. Das Buch enthält drei Geschichten, die das eine Gemeinsame haben, daß sie ein sehr bemerkenswertes Erzählertalent verraten, die Feder eines Mannes, der seine Heimat und das ländliche Leben überhaupt von Herzen lieb hat, der auch das Kleine und Geringfügige mit liebevollem Blick beobachtet und die Fähigkeit hat, den Leser in eine gleiche Liebe hineinzuzwingen. Außerlich angesehen, sind die Erzählungen von sehr verschiedenem Werte. Die zweite zeigt nur die an sich gewiß interessante Entwicklung eines armen Knaben zu einem angesehenen ernsten Mann; sie ist mit der Fensur einer sauberen Arbeit reichend gewürdigt. Weit besser ist die dritte Erzählung gelungen, die erschütternde Schilderung eines alten verdienten Soldaten, der dem Branntwein sich ergeben hat und nun vergeblich gegen die Verführung ankämpft, um schließlich in ihr zu unterliegen, nachdem er sein Lebensglück und seinen häuslichen Frieden bereits durch diesen Dämon verloren hat. Aber über diesen beiden Geschichten steht zweifellos die erste himmelhoch; hier ist es dem Verfasser gelungen, den harten pommerschen Menschenschlag, der keine sentimentalen Anwandlungen kennt, diese halsstarrigen und prozigen Bauern, diese heimtückischen Weiber und daneben wiederum diese prächtigen, ehrlichen Gestalten, welche so fest und sicher auf ihren Füßen stehen und mit ihren klaren Augen zum Herrgott hinaufschauen, in ihrem Thun und Lassen, ihren Gedanken und Worten abzumalen, daß sie uns greifbar vor den Augen stehen. In dieser ersten Geschichte steckt ein ungewöhnlich großer sittlicher Ernst, und wir stehen nicht an, sie zu den besten Erzeugnissen der erzählenden Kunst unserer Zeit zu rechnen. — Der Verfasser ist ein junger Arzt in Pommern; hoffentlich schenkt er uns noch mehrere reife Früchte seiner feinen Beobachtungsgabe und seines tüchtigen Erzählertalentes.

Hieronymus Savonarola, Predigten. Ausgewählt und übersetzt von Hiltgart Schottmüller. 132 S., geh. 3 M. Berlin W., B. Behr's Verlag.

Die nicht nur für den Kirchenhistoriker interessante und wichtige Gestalt Savonarolas ist neuerdings durch die Enthüllung seines Denkmals in Florenz wieder in den Vordergrund getreten, und Hiltgart Schottmüller unternimmt es mit Unterstützung eines italienischen Gelehrten, dieses Interesse im deutschen Volke, dem Volke der Reformation, zu vertiefen. Sie giebt uns zunächst eine knappe, aber durchsichtige Schilderung der Person dieses bedeutenden Franziskaners und des Milieu, in welchem er lebte, und

läßt ihm dann selbst das Wort, indem sie auszugsweise drei seiner Briefe, zwölf Predigten und zwei Arbeiten aus seinen letzten Lebenstagen in guter Übersetzung mitteilt. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, die überflüssigen lateinischen Citate wegzulassen und die mehrfach vorkommenden Bibelsprüche nach dem Wortlaut der Luther'schen Übersetzung zu bringen. Aber das sind Außerlichkeiten; in der Hauptsache ist die Arbeit eine durchaus verdienstvolle, da sie uns in den Briefen die Stellung Savonarolas zu seinen Eltern und in den Predigten sein Urteil über die politische, soziale und kirchliche Lage der Stadt Florenz mit wünschenswerter Deutlichkeit kund thut, zugleich uns auch eine Ahnung von der Gewalt dieser kraftvollen Persönlichkeit aufdämmern läßt. Jede der zwölf Predigten ist mit einer kurzen historischen Einleitung versehen. Einen besonderen Schmuck des Buches bildet ein schön ausgeführtes Bild des großen Bußpredigers, der so früh sein Leben für seine Überzeugung lassen mußte.

Hermann Juchs, Das Elend. Soziale Tragödie in sechs Aufzügen. 88 S. Bornehm geh. 1,40 M. Weinheim, Fr. Ackermann.

Die Gerhart Hauptmann zugeeignete Tragödie hat mannigfache Vorzüge. Der dem Großstadtleben der Gegenwart entnommene Stoff ist dramatisch behandelt. Der Schuhmacher Groß giebt eine einträgliche Auftragsstelle in einem großen Geschäft auf, um sich selbständig zu machen. Er hat sich etwas gespart und ein gutes, braves aber armes Mädchen geheiratet. Mit ihm, seinem guten Willen, seiner Arbeitsfreude glaubt er sein Glück machen zu können. Er macht dabei die Rechnung ohne den Wirt. Er macht unpraktische Einkäufe, seine Kunden zahlen nicht, und Krankheit tritt ein. So bereitet sich sein Elend vor, aus dem ihm auch sein Jugendfreund David Blumenthal — die beste Figur im ganzen Stück — nicht helfen kann. Eine Eingabe an den Armenrat um Unterstützung kommt in die Hände eines gerade gegen die Armen unerbittlich streng und grausam verfahrenen Vereinsvorstehenden. Dieser ist ein reicher Mann, in dessen Haus das Elend auch — aber in anderer Weise — seinen Einzug hält. Sein vergötterter Sohn wird Wechselfälcher, und seine Tochter heiratet einen armen Buchhalter. Schließlich erfährt er, daß der Schuhmacher Groß und seine Frau sich durch Kohlen gas und ihr Kind durch Morphium vergiftet haben. So häuft sich seine Schuld.

Das Stück leidet an mehreren Gebrechen. Vor allen Dingen ist der Aufbau verfehlt. Die sechs Aufzüge bilden nicht ein Stück, sondern zwei, die nur durch das dünne Blatt der Bittschrift an den Armenvorstand verbunden werden. Und wer soll nun die Schuld haben an dem Elend? Scheinbar der Kommerzienrat. Der wird aber schließlich ein ganz vernünftiger Mensch. Er ist zufrieden, daß der Buchhalter, der einst verschmähte Schwiegersohn, seinen Sohn unter die Fuchtel nehmen kann, und beschließt, es müsse für die Armen etwas Ordentliches geschehen. Die Schuld des Elends liegt ganz allein an dem Schuhmacher. Der hat nämlich immer die barocke Idee, er sei eigentlich zu etwas Höherem geboren, etwa zum Lehrer. So macht er denn — zu etwas Höherem bestimmt — schlechte Einkäufe. Kurzum, er versteht nicht zu wirtschaften. Hier liegt die Quelle des Elends verborgen. Das hat aber der Dichter offenbar nicht darstellen wollen. Deshalb liegt zwischen seiner Absicht und dem, was er geboten hat, eine unüberbrückbare Kluft. Trotz seines dramatischen Lebens ist das Stück auf die Dauer unhaltbar. Str.

Die Töchter der Salome. Gedichte von Karl Bulcke. 167 S. Bornehm geh. 3 M. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Bulckes Wiege stand im Norden. Seine „Heimatlieder“ erzählen uns von „dem flachen, platten Land mit niedrigen Hügeln“, auf denen Windmühlen langsam ihre klappernden Flügel drehen. Weite Heiden „voll lauter blühendem, duftendem Kraut“

werden ab und zu von einsamen Teichen unterbrochen, voller Binsen und Weiden, von verträumtem Sonnenlicht erhellt. Wenn auch der sandige Boden keine Frucht bringt, „Es wohnt ein Glück in dem einsamen Lande, ein Glück, das die Augen schließen macht: Es ist meine Heimat“. In der weiten Heide, in einem kleinen Garten, „von Linden versteckt“, erhebt sich ein Bauernhäuschen mit einfachem Strohdach, ringsum spärliche Getreidfelder, die Menschenkraft dem unfruchtbaren Lande abtrotzte. Mit behaglicher Ausführlichkeit erzählt uns der Dichter, wie er als Knabe mit offenem Munde „den Sputzgeschichten, Ahnungen und Traungesichten“ der alten Muhme in ihrem „grau verwittert Haus“ lauscht. Doch aus dem Knaben, der so gern und lang im Heidekraut träumte, wird ein feurig empfindender Jüngling. Mit trunkenen Sinnen greift die junge, erwachende Seele „nach goldenen Sternen“. „Die purpurne Flamme der Liebe“ flammt im Herzen auf. „Es tanzen durch Ewigkeiten Die Töchter der Salome“. — „Es tanzt noch heute manch Eine Um eines Geliebten Haupt.“ — „Es giebt manch armen Johannes, Der seinen Kopf verlor“. Unser Poet ist auch ein solch' armer Johannes. — Ich kann hier nur Einiges aus dem reichen Gedankenreife des Dichters herausgreifen. Bulckes Lieder sind echt und tief empfunden und erfreuen durch gewandte und sichere Form. Das Buch ist das Zeugnis einer abgeklärten und fertigen Persönlichkeit. Unserem Dichter steht ein liebenswürdiger Humor zu Gebote, und den Volkston weiß er oft treffend anzuschlagen.

Wilhelm Becker.

Heinrich Hansjakob, Aus dem Leben eines Glücklichen. Erzählung. 47 S. geh. 40 Pf. Stuttgart und Wien, Jos. Roth.

Der bekannte Schriftsteller bietet hier eine Plauderei, die ihrem Inhalte nach recht schwach geraten ist. Er erzählt die Geschichte eines Granitblockes und dessen Beobachtungen über den immerwährenden Kampf in der Welt der Pflanzen, Tiere und Menschen. „Wo immer Geist und Leben sich zeigt in den Geschöpfen, da sind auch unzertrennlich damit verbunden Leiden und Tod. Und je höher ein geschaffenes Wesen hienieden steht, um so höher steigt sein Schmerz und sein Leid“. Das ist etwa der Grundgedanke des Büchleins, den der Verfasser mit der ihm eigenen Gewandtheit durchgeführt hat. Was die Schwächen des Buches betrifft, so wollen wir nicht so sehr hervorheben, daß der Verfasser gegen den Schluß geschwätzig wird, sondern wollen vor allem den Finger auf den nackten Pessimismus legen, der — hoffentlich sehr gegen die Absicht des Verfassers — aus der Erzählung spricht. Wenn alles das wahr ist, was der alte Stein erzählt, dann ist alles, was entsteht, nur wert, daß es zu Grunde geht, und besser wär's, wenn nichts entstünde. Aber ist nicht gerade das der Vorzug des denkenden Menschen, daß er im Kampfe seine geistige Kraft stählt, und kennt der Verfasser nicht die treffenden Bibelsprüche von dem reichen, inneren Segen des Leidens, des Kreuzes? Wir hätten wohl gewünscht, daß der dem Stein Zuhörende etwas besser im biblischen Christentum beschlagen gewesen sei, um dem selbstgerechten Ruhmredner schlagender antworten zu können.

Hermann Hölzke, Das größte Glück. Tragische Geschichte eines armen Narren.

117 S. geh. 2,40 M. geb. 3,50 M. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler.

Endlich einmal unter all dem Wust der modernen Litteratur ein gutes Buch, ein tüchtiges Talent! Es bezwingt den Leser, mag er wollen oder nicht, es zwingt ihn in seine, des Verfassers, Gedankenkreise, in den Bannkreis seiner tiefen und reinen Gedanken. Und welch' schöne und edle Gedanken sind das! Nichts von dem, was die blinden Menschen Glück und Lebensfreude nennen, und doch das größte Glück; nichts Übergeistiges und Übermenschliches, sondern etwas ganz Alltägliches, ja im Grunde unsagbar Trauriges, und doch so erbaulich, so herzerwärmend, so läuternd. Ein Träumer, aber

kein Kämpfer ist der Held der Erzählung, ein Bettler in jeder Beziehung an Geld, Geist, Schönheit und Kraft, ein altmodisch sentimentaler Mensch — und dieser Held ist ein junger Student in armseligen Verhältnissen, mit abgeschabtem Rock und groben Stiefeln und führt den tiefsinnigen Namen Fortunatus Erwarter, einen Namen, den Wilhelm Raabe erfunden haben könnte. In dem armen Jungen steckt ein heißes Glücksbegehren ein Heißhunger nach Liebe, und da er sich das Glück nicht ertrotzen kann, so erträumt er es sich. Eines Tages begegnet ihm ein sechzehnjähriges Mädchen, ein vornehmes Fräulein in weißem halblangen Kleide, mit schwarzen Zöpfen und schmalen, feinen Gesichtchen. Er kennt weder ihren Namen noch ihren Stand, aber danach fragt seine Liebe nicht, mit einer tiefen, seligen Schwärmerei begleitet er die nichts Ahnende und stirbt schließlich an dieser Liebe, ohne daß er ihr ein Wort hätte sagen können. — Die Erzählung ist so schlicht und einfach; aber was der Erzähler daraus macht, wie er sich in das Problem dieses Träumers mit großer Liebe vertieft und welche köstliche Beobachtungen er auf dem Grunde dieser schönen Seele macht, das ist staunenswert, das sichere Zeichen eines großen Talents. Wir heben als Glanzstücke den Abschnitt heraus, in welchem das geheimnisvolle Erwachen der Liebe in dem bisher nur von seinen Büchern beherrschten Jüngling geschildert wird, ferner die phantastische Ausmalung einer glänzenden Zukunft in allen Schätzen des Goldes und der Weisheit, und schließlich die ergreifende Darstellung des Sterbens dieses Fortunatus, der ein Sonntagskind war trotz allen äußeren Hungers und Kummers. — Es weht aus dem Buche eine reine Luft den Leser an, man muß den armen Jungen lieb haben samt seinem treuen, aufopfernden Mütterchen, und diese innere Teilnahme wird jeden, der das Buch liest, in seinem Herzen erquickt, wird ihn über viel toten Glanz der Welt und viel Bitterkeit hinwegtrösten und wird die unbezwingliche Zuversicht in ihm stärken, die der Ewigkeit gewiß ist und in dem Träumen und Hungern und Kämpfen der Seele ein Vorbild der ewigen Freude erkennt.

Grillparzer's Werke, Volksausgabe. 4 Bände geb. 4 Mk. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

Es ist verdienstlich zu nennen, daß Grillparzer's Schriften durch eine billige Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Die vorliegende Ausgabe enthält die sämtlichen Dramen, eine Auswahl aus den Gedichten und vermischten Schriften, die Selbstbiographie und die beiden Erzählungen Grillparzers. — Der heutige Aufsatz über Grillparzer sagt unsern Lesern genug über den Dichter, sodaß ein näheres Eingehen auf sein künstlerisches Schaffen an dieser Stelle unnötig erscheint.

Hermann Mosapp, Charlotte von Schiller, Ein Lebens- und Charakterbild. Zweite vermehrte Auflage, geb. 4 Mk., geb. 5 Mk. Max Kiehlmann, Stuttgart.

Schon die erste Auflage dieses Buches fand eine freudige Aufnahme in den Kreisen der Verehrer Schillers, weil sie eine That bedeutete. Diese zweite vermehrte Auflage giebt ein abgerundetes Bild über Leben und Charakter Charlotte von Schillers. Die von Wahrheitsliebe und Begeisterung getragene Darstellung bringt dem deutschen Volk eine der edelsten seiner Frauen nahe und entrollt ein Lebensbild so schön und frisch, wie eine lebendige Quelle des Segens. Wir können unsern Lesern aus bester Überzeugung die Lektüre dieses guten Buches empfehlen. Die darauf verwendete Zeit ist keine verlorene.

Der neue Heiland, ein modernes Epos von Ferdinand Jansen. Gebd. 3.— M. brosch. 2.— M. Berlin 1902. Gose & Teckloff Verlagsbuchhandlung.

In dem vorliegenden, schlicht und gediegen ausgestatteten Buch hat der Verfasser ein Problem zu lösen versucht, an dem sich die Edelsten unserer Nation mit Fleiß und Treue schon versucht haben. Ob es ihm gelungen ist, den rechten Weg zu finden, um

seinem Heiland zum Siege zu verhelfen, darüber möchten die Meinungen auseinander gehen. Das Eine ist aber ganz gewiß, daß hier ein Thema angeschlagen wird, welches uns allen eine brennende Frage ist; und dieses Thema hat in dem Dichter einen tief empfindenden, begeisterten Verfechter gefunden, der zugleich die Sprache mit hoher Vollendung meistert und neben den vollen Tönen des Ernstes auch dem weichen Klange zarter Liebe Ausdruck zu geben vermag. Aber hören wir den Dichter selbst! Der Held des Epos spricht von seiner Sendung:

„Ich bin gesandt, die Kluft zu überbrücken,
„Die zwischen Arm und Reich urewig klast!
„Die frohe Botschaft soll die Welt beglücken:
„Der Liebe Evangelium! Die Kraft
„Des Zaubers schon zur That begeistert.
„Heiland den Armen, ihr Messias sein!“ —

Diesem Heilandstraum will er Leben geben. Er versucht es durch die Poesie. Ein Drama, dessen Held Lafalle ist, nimmt er in Angriff. So leicht und glänzend anfänglich die Verse fließen, so schwer gleiten sie später, als der Zweifel in ihm aufsteigt und er sich nicht mehr eins mit seinem Helden fühlt. Dann kommt der stete Kampf um's liebe Brot dazu und die Krankheit der Mutter. Er grollt ob seiner Armut und entschließt sich:

„Entsagend der Partei sich anzuschließen,
„Zu der Geburt ihn und das Schicksal drängt.“

Nun macht er die Maiseier mit, aber die Donnerrede des Agitators kann ihn nicht gewinnen, empört will er das Fest verlassen, „da bannt den Blick — die herrlichste Gestalt: das Auge märchentief und blaß die Wangen . . .“

Die erste Liebe nimmt ihn ganz in ihren Zauberbann. — Am andern Tage aber, beim Wiedersehen, als Festesstimmung und Feierkleid abgethan sind, erscheint ihm Martha als eine ganz andere. Die Weihe der reinen Liebe zerrinnt wie ein schöner Traum und macht dem Sinnenrausch Platz.

„Das ist sein Fluch, nach hartem Himmelschluß,
„Daß in dem Jagen nach dem Ideale
„Die holden Blumen er zertreten muß;
„Bis seine Schuld er mit dem Tode zahle.“

Es erfolgt ein ergreifendes Gebet zu dem Allmächtigen und Allbarmherzigen; geläutert und gestärkt geht er aus dem Kampf hervor und wendet sich aufs Neue seiner großen Mission zu. Der Geist der Poesie wird in ihm lebendig, die hehre Bestimmung des Dichters wird ihm zur Gewißheit: . . .

„Des Weltengeistes tiefgeheimstes Weben
„Begreift allein der wahre Dichter nur!
„Er muß sich jedem Kleinlichen entrafen,
„Sich selbst zu opfern immerdar bereit,
„Am Werk des freien Menschentums zu schaffen,
„Aus Ewigem bauen für die Ewigkeit!
„Verpönt sind alle edlen Leidenschaften,
„Kein Zug von Größe mehr geht durch die Welt!
„An dem Gemeinen bleibt die Menschheit haften,
„Wenn am Gemeinen sich die Dichtung hält.
„Gebt unserm Volk die Ideale wieder!
„Den Sinn für das, was gut und schön und groß!
„Der Afterkunst reißt die Altäre nieder,
„Sagt Euch von ihrer Alltagsprosa los!“

— — — Nun ist das Drama fertig. Aber keine Bühne nimmt es an, weil die Schablone fehlt. Gerhard entschließt sich „als wandernder Rhapsode der eignen Dichtung eignes Leben zu leihn.“ Es gelingt ihm sich einen Hörerkreis zu schaffen, man beachtet sein Evangelium, er schreitet siegreich vor. — Da begegnet ihm an einem Sonntagmorgen Maria, die holde Tochter des edlen Freiherrn von Helmholt. Sie nimmt sein Herz ganz gefangen. — Als sein Ruf mit dem Erfolg wächst, wird er in des Freiherrn Haus geladen, das ein offnes Heim für Künstler und Poeten ist. — Gerhard verlebt köstliche Wochen und Monate in dem Schloß, verklärt durch die reinste Liebe. Seine Mission scheint er ganz vergessen zu haben, seine Dichtung ruht. Aber mit dem Sturmesbrausen des Herbstes kommt in Stunden stiller Einsamkeit die Neue über ihn, es hält ihn nicht länger in den Rosenketten der Liebe, er eilt hinaus zum Kampf für die wahre Wohlfahrt des Volkes. Sein Evangelium dringt durch und ergreift viele, die sich um ihn scharen. Fast auf der Höhe seines Schaffens angelangt, wirft ihn ein Fieber auf das Krankenlager. Der durch Not und Entbehrung geschwächte Körper überwindet die tödtliche Krankheit nicht mehr. Maria bringt ihm den Lorbeer, um ihn zu krönen, aber sie findet einen Sterbenden:

„ Er schaut den Lorbeerzweig,
 „Den ihm Maria bringt als letzten Gruß,
 „Wohl mit dem Auge noch, nicht mit den Sinnen. —
 „Im Todeskampf faßt eine Rosenknospe
 „Die bleiche Hand . . . Ein Klängen wie Musik,
 „Wie Holzharfen leis und lind,
 „Verhallt, verrauscht in einer Siegstanfave . . .
 „— Die Rosenknospe lose in der Hand,
 „Ein mildverklärtes Lächeln auf dem Antlitze —
 „So schlummert er zur Ewigkeit hinüber.“

Das ist der Inhalt des Epos! Was die Kritik der Tagespresse dazu sagen wird? Sie wird ihre alten Götzen weiter anbeten und des neuen Heilands Ruf nicht hören wollen. Unsere Leser aber mögen das neue Evangelium vom Sieg der Armut und vom Sieg der Liebe hören und auf sich wirken lassen. Ich bin überzeugt, sie werden dem Dichter Dank wissen.

Litterarische Notizen.

Der dichterische Nachlaß des Österreichers Karl Maria Heidt wird soeben durch die österreichische Verlagsanstalt in Linz herausgegeben.

Die „Natsmädel-Geschichten“ von Helene Böhlau sind bei Bruns in Minden in englischer Übersetzung erschienen.

Die „Neuen Gedichte“ von Christian Schmitt, dem verdienten Herausgeber der „Erwinia“, sind soeben bei Rudolf Beust in Straßburg erschienen.

Julius Stettenheim beging am 2. November in Berlin seinen 70. Geburtstag. Schriftsteller Karl Weiß (C. Karlweis) starb am 26. Oktober in Wien.

Bis zum 20. November sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- | | |
|--|---|
| Paul Bender, Das Weltkind sprach. 376 S. geh. Braunschweig u. Leipzig, Rich. Sattler. | Georg von Dergen, Vom Heimwege. Ritor-nelle. 160 S. geh. 2 M. geb. 3 M. Heidel-berg, Karl Winter. |
| Adolf Fauch, Durch Nacht zum Licht. 74 S. geb. 1 M. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion. | Heinrich Vierordt, Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien. 150 S. geh. 2 M. geb. 3 M. Heidelberg, Karl Winter. |
| D. Brenneckam, Die neue Sintflut. Zweite Auflage. 73 S. geb. 1 M. Berlin, Buch-handlung der Berliner Stadtmiffion. | Margarete von Dergen, Auf der grünen Gotteserde. Roman aus dem 16. Jahr-hundert. 251 S. geh. 3 M. geb. 4 M. Heidelberg, Karl Winter. |
| Jozef Maertl, Im Kampfe um die Nacht. 85 S. geb. 1 M. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion. | Max Eyth, Der Kampf um die Cheops-pyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs. Zwei Bände. 441 u. 440 S. geh. 6 M. geb. 8 M. Heidelberg, Karl Winter. |
| Herm. Wichner, Die Meineidigen. 110 S. geb. 1 M. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion. | Friedr. Lamarque, Der Hochzeitsfranz. Ge-dichte und Lieder. 69 S. vornehm geb. 2 M. Berlin W., Verlag Heureka. |
| Neue Christoterpe, Deutsch-evangelisches Jahr-buch für 1902. 450 S. geh. 4 M. geb. 5 M. Halle und Bremen, C. Ed. Müller. | Adolf Stöcker, Beständig in der Apostel Lehre. Ein Jahrgang Volkspredigten. 400 S. geh. 3 M. geb. 4 M. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion. |
| Margarete Lenk, Die Bettelstänger. Erzählung für die Jugend. 210 S. geb. 2 M. Zwickau, Johs. Herrmann. | Ernst Evers, Goldkörner. Geschichten von der deutschen Treue. Zweite Auflage. 243 S. geh. 1,50 M. geb. 2,20 M. Berlin, Buch-handlung der Berliner Stadtmiffion. |
| Walter Demisch, Vom Leben und vom Lieben. Lieder eines Zukunftslosen. 64 S. geh. Dresden, C. Pierjon. | S. Keller, Seine Spuren in der Steppe. Russische Erzählungen. 149 S. geh. 1 M. geb. 1,80 M. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion. |
| Wilh. Brandes, Wilhelm Raabe. Sieben Kapitel zum Verständnis und zur Würdigung des Dichters. 109 S. geb. 2 M. Wolfen-büttel, Julius Zwißler. | Wilh. Koelling, Vierzig Jahre im Weinberge Christi. Lose Blätter als Beitrag zur prak-tischen Theologie. 310 S. geh. 3 M. geb. 4 M. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiffion. |
| Rud. Jul. Lehner, Gedichte. 24 S. geh. 50 Pf. Klosterneuburg, Selbstverlag. | Ladislaus Gumpowicz, Ehe und freie Liebe. Dritte Auflage. 59 S. geh. 1 M. geb. 2 M. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. |
| Jozef J. Brochet, Nemeis. Drama in vier Akten. 183 S. geh. 2,50 M. Dresden, C. Pierjon. | |
| Wilh. Schoof, Die deutsche Dichtung in Hessen. Studien zu einer hessischen Literatur-geschichte. 262 S. geh. 2,50 M. geb. 3,60 M. Marburg, N. G. Elwert. | |
| Johann Barclay, Euphormio. Satirischer Roman. Uebersetzt von Gustav Waltz. 606 S. geb. 4 M. Heidelberg, Karl Winter. | |

- Otto Ernst, Gedichte. 183 S. geh. 2,50 M. geb. 3,50 M. Leipzig, L. Staackmann.
- Otto Ernst, Die größte Sünde. Drama in fünf Akten. 133 S. geh. 2 M. geb. 3 M. Leipzig, L. Staackmann.
- R. Könnike, Die Los von Rom-Bewegung in Italien. 83 S. geh. 1,20 M. München, J. F. Lehmann.
- Franz Rühl, Briefe Stagemanns an Delsner. 122 S. geh. 3 M. geb. 4 M. Berlin, Richard Schröder.
- Hans Frig von Zwehl, König Baldurs Liebe. Märchenepos in 6 Gesängen. 54 S. geh. 2 M. Berlin, A. Bath.
- Jr. Marryat, Die Schiffbrüchigen auf den Chincha-Inseln. Mit 25 Abbildungen. 432 S. geh. 3,50 M. geb. 4,50 M. Leipzig, Richard Wöpfel.
- Hans Schöffelin, Leiden, Sterben und Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi. Mit 17 Bildern. 39 S. geh. 80 Pf. Leipzig, R. Voigtländer.
- Wolrad Eigenbrodt, Aus der schönen weiten Welt. 46 S. geh. 80 Pf. Leipzig, R. Voigtländer.
- Charles Chiniqui, Vierzig Jahre in der Kirche Christi. Erste Lieferung. 32 S. Vollständig in 10 Lieferungen zu je 30 Pf. Barmen, D. B. Wiemann.
- J. Palmer, D' Molerna 110 S. kart. 1 M. Stuttgart, Max Kiehlmann.
- L. Kreuzer, Die Waldjungfer von Wildberg. Zweite Auflage. 151 S. geb. 75 Pf. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.
- Ludwig Schneider, Der Köhler von Höllenthal. Ein Sang von der Mosel. 102 S. Vornehm geb. 2,25 M. Saarbrücken, Karl Schmidte.
- W. Agjardus, Deutsche Worte aus zwei Jahrtausenden. 95 S. geh. 1,80 M. Prag, Gustav Neugebauer.
- Friedr. Dufmeyer, Der Zorn Jehovahs. Tragödie in einem Akt. 32 S. geh. München A. C. Staegmeyer.
- Harry Maync, Eduard Mörike. 415 S. geh., 6,50 M. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., G. m. b. H.
- Max Vorberg, Geschichten aus alter und neuer Zeit. 221 S. geh. 2,70 M. geb. 3,50 M. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.
- Allerhand. 246 S. geh. 2,70 M. geb. 3,50 M. Halle a. S. und Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.
- M. Lermontow, Der Dämon. Eine morgenländische Sage. 52 S. Breslau, Maruschke u. Berendt.
- Friedrich Freudenthal, In de Hierabends-tied. Ein plattdütich Geschichtsboof. 193 S. geh. 1,75 M. geb. 2,25 M. 2. Aufl. Oldenburg i. Gr. Gerhard Stalling, Verlag.
- Friedrich Freudenthal, Sonderlinge und Bagabunden. 200 S. geh. 2— M. geb. 2,80 M. 2. Aufl. Oldenburg i. Gr. Gerhard Stalling, Verlag.
- Richard Deeken, Mannia Samoa. Samoanische Reiseeskizzen und Beobachtungen 240 S. geh. 4— M. geb. 5— M. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling Verlag.
- tto Behaghel, Die deutsche Sprache 370 S., 2. neu bearbeitete Auflage geb. 3,60 M. 4,40 S. Leipzig, G. Freytag.
- Adolph Müller, Faust's Kampf und Sieg 170 S. geh. 2— M. Dresden Rudolf Zinke.
- Zacharias Topelius, Ausgewählte Märchen und Erzählungen. 221 S. geb. 2,50 M. Göttingen, Franz Wunder.
- Maximilian Schmidt's ges. Werke, Band XV und XVI. Waldgeschichten I/II Teil, geb. à Band 2,25 M. Reutlingen, Enßlin und Laiblin.
- Für festliche Stunden, Gespräche, Gedichte und Liturgien für Jungfrauenvereine, Sonntags- und Kinderschulen. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung der Evangl. Gesellschaft.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Barneke, Braunschweig, Fasanenstraße 51 a.
Verlag: Gose & Eckloff, Berlin W. 35. — Druck: Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 15

Monatsblätter

für

Deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Januar 1902.

Heft 4.

An die Nacht.

Geheimnisvolle, schwere, stumme Nacht,
So nimm mich hin! Ich kann Dich nicht ergründen.
Der helle Tag hat mich so arm gemacht,
Laß meinen Gram in Deine Meere münden!

Ach, wie Du lockst! Zu Deiner Tiefen Glück,
Zu Deiner Stille köstlichem Erbarmen,
Zu Deiner Welt. — Ich beuge mich zurück
Und bette mich zurecht in Deinen Armen.

So nimm mich wieder! Mach die Seele los
Von allen Wünschen, die so klein erscheinen —
Wie ich als Knabe auf der Mutter Schoß
Einst eingekickt vom eignen leisen Weinen.

Gustav Schüler.

Wandervogel.

(Zu dem gleichnamigen Bild von E. Döpler.)

Im Spätherbst war's, — im Nebel lag die Heide,
Nach Brot und Obdach suchten müd wir Beide,
Gleich Vögeln, die verirrt und nestfern flagen,
Dem Sturm verschlagen.

Die bittere Not nur gab uns das Geleite,
Stumm gingst und wortlos Du an meiner Seite,
Du fragst gleich mir, warum uns Gott geschlagen
Nach Glückestagen.

Du armes Weib! — Still kommt die Nacht gegangen,
Im Dunkel betend unsre Blicke hangen:
O wer nach Not und Irrtum ohne Ende
Doch heim sich fände!

Dornhausen.

Elisabeth Rohm.